

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 15.07.2025, 08:19 Uhr.

Paule de Saint-Aulaire Harcourt marquise d'

Helene, Herzogin von Orléans, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin : nach der 7. Originalauflage aus dem Französischen von L.R. Lencer

Einzig autorisierte Ausgabe, Leipzig: Erfurt: Ad. Lehmann: Druck von Hennings u. Hopf, 1859

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1889414883>

Druck Freier  Zugang



Mkl f I

3965/1



LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1889414883/phys_0001](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1889414883/phys_0001)

MV
tut gut.

28847

Mecklb. f. I
3965/1.

Helene,
Herzogin von Orleans,

geborene

Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

[von d'Harcourt]

Nach der 7. Originalauslage aus dem
Französischen

von

L. M. Lencer.

Einzig autorisirte Ausgabe.



Leipzig.

A. d. B e h m a n n.

1859.

Heine

Vertrag von 1807

1807

Vertrag von 1807

Vertrag von 1807

1807

Vertrag von 1807



Vertrag von 1807

Vertrag von 1807

Vertrag von 1807

Die

Herzogin von Orleans.

an der Universität
von Rostock

Leben, das in seinen besten Jahren erlosch, das geliebt wurde, das Andern ein Bedürfnis war. Bleibe auch sein Gedächtnis unserem Herzen tief eingegraben! Mögen die-
 ser Fürstin wenigstens nach ihrem Tode diese Huldigungen zu Theil werden, auf die sie in einem Lande ein Recht hat, welches trotz der wehmüthigen Trauer um so viele verlustig gegangene Glücksträume leidenschaftlich zu lieben sie nie unterlassen hat! Es hatte ihr, als sie in dasselbe einzog, ein glückliches und glänzendes Lebenloos verhießen: sie hat ihre Lebenstage in der Verbannung beschlossen! Aber darum hat sie nie Frankreich mit den Menschen auf gleiche Linie gesetzt, die in einer schwachen Stunde sie verlassen konnten. Nicht einen Augenblick hat sie aufgehört, von Frankreich die beste Hoffnung zu hegen, und nie hat ein bitteres, entnuthigtes Gefühl neben den Empfindungen, welche Frankreichs Name in ihr wachriefen, sich eingebrängt. Auch nicht Alle haben sie vergessen, und Freunde, zu deren Herzen so viel Seelengröße, eine so wahre Einfachheit und unvergleichliche Anmuth ihren Weg gefunden, fühlen sich von dem Wunsche beseelt, durch die nachfolgenden Blätter die Welt näher und tiefer mit ihr zu befreunden, Andere zur Theilnahme an der Liebe zu veranlassen, welche ihnen ein solches Leben einflößte; Andern den Schmerz mit fühlen zu lassen, mit dem ihr Tod sie durchdrungen hat, gleichsam als wenn ihnen dies die Beruhigung gewährte, ihre Leiden gemildert zu haben.

Heute weilt sie nicht mehr unter uns und schon lange war sie des Glanzes, den ihr Rang um sie ausgestrahlt hatte, entkleidet. Der blendende Zauber, der in früheren Zeiten alles Königlich umgab, ist einer etwas geringschätzigen Gleichgültigkeit gewichen. Wir können also ohne Bedenken der Bewunderung, welche ein so bevorzugtes Wesen in Allen, die sich ihr nur naheten, hervorrief, Worte leihen, und Niemand dürfte das, was wir über sie mittheilen werden, einem anderen Gefühle als dem der wahrhaften und unumwundensten Ergebenheit zuschreiben wollen.

Wir stehen nicht an, zu sagen, daß die Herzogin von Orleans in jedem Stande der Zuneigung und Liebe würdig gewesen, daß ihr heldenhafter Muth, von dem sie Beweise gegeben und der ihrem Namen in einer der traurigsten Perioden der französischen Geschichte für alle Zeiten eine glänzende Stellung verleihen wird, in ihr mit den weichsten Tugenden, mit den vortrefflichsten Eigenschaften einer durch und durch weiblichen Natur, mit einer unbegrenzten Hingebung an ihre Pflichten sich paarte. Im gewöhnlichen bürgerlichen Leben würden ihre Tugenden sich eben so wohl befunden haben als in einer hohen Stellung; sie hat gezeigt, daß sie zu aller Zeit und ohne Weiteres jeglichen Verhältnissen gewachsen war. Ihre Natur war stark und lenksam; ihre Seele gehörte zur Zahl derer, die in jeder Lage immer die erhabenste Seite derselben im Auge haben, die Seite, welche dem Ideale, das sie in ihrem eigenen Inneren besitzen, am besten entspricht, ohne genöthigt zu sein, es außerhalb der Regel suchen zu müssen. Nie hat sie eine sie persönlich angehende, politische Handlung aufgesucht; eben so ist sie aber auch nie, sei es aus Schwäche oder aus Ohnmacht, einer solchen aus dem Wege gegangen; und wenn sie, von den größten Gefahren umringt, die Rolle übernommen hat, die ihr, wie wir sagen dürfen, aufgezwungen war, so gab es für sie keinen Ausweg, denn um sich derselben zu entziehen, hätte sie die natürliche Linie der Pflicht verlassen müssen. Aber darum nahm bei ihr die Politik doch erst einen untergeordneten Rang ein; Ehrgeiz besaß sie nur ihrem Gemahle, ihren Kindern, ihrem Lande gegenüber. Mit dem Tage, wo ihr eigenes Lebensglück scheiterte, übertrug sie auf ihre Kinder Alles, was ihr noch von jugendlicher Kraft und jugendlichem Feuer verblieb. Sie dachte und erstrebte nichts Andres, als dieselben nicht unter die Stellung hinabsinken zu lassen, die ihnen die Vorsehung durch ihre Geburt angewiesen. Als Mutter eines Sohnes, dem sein Wiegentisch vom Besitze des französischen Thrones erzählte, versäumte

sie keine Anstrengung, in ihm und durch ihn die Tugenden und Grundsätze fortzupflanzen, die seiner Familie angehörten, mit denen er in bessern Zeiten Frankreich beglückt hätte; die ihm zu jeder Zeit Ehre und Ansehen bringen mußten. Vor jeder anderen leidenschaftlich liebenden Mutter hatte sie das voraus, daß sie sich des Zieles, welchem sie nachstrebte, klarer bewußt war; daß sie den Ideen, deren natürlichen Vertreter sie in ihrem Sohne sah, treu ergeben war, daß sie unerschütterlich in ihrem Willen blieb, trotz der Prüfungen, die sie zu bestehen hatte, und von denen nur selten ein weibliches Herz zu sagen weiß. Obwohl sie mit einem merkwürdigen politischen Instinkte begabt war, und, von ihrer hohen Stellung aus auf alle Ereignisse herniedersehend, sie dieselben manchmal mit einer gewissen Weitsichtigkeit beurtheilte (Beispiele davon werden sich finden), so war sie doch keine Politikerin im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes; sie hatte weder die Mängel einer solchen noch auch deren widerwärtige Eigenschaften.

Niemals hätte sie es über sich vermocht, ein Gefühl einem Interesse, am allerwenigsten aber einem persönlichen Interesse unterzuordnen. Ihre Ideen standen in einer zu engen Beziehung zu ihren Pflichten, als daß sie sich zu einem Opfer derselben berechtigt geglaubt hätte. So groß auch ihre Intelligenz war, so überwog doch in ihr das Gefühlleben das Wissen. Darin lag ihr Zauber, vielleicht ihr Fehler, aber in jedem Falle schrieb es sich daher, daß man sich in einer peinlichen Lage befand, war man nicht derselben Meinung mit ihr. Mußte man ihr manchmal entgegentreten, so wurde man über sich selbst unwillig, denn sie war immer Bundesgenossin der Sache, die der Imagination am meisten zusagte; man fühlte sich dann von einem gewissen Schamgeföhle zurückgehalten, ihr von Vernunft, Weisheit zu sprechen, da sie den erhabensten, den stolzesten, den freisinnigsten Gesichtspunkt zu dem ihrigen machte. Die ungünstigen Erfolge oder die Lehren der Erfahrung, wie man sie auch nennt, übten wenig Einfluß auf sie aus;

sie überzeugen zu wollen, davon durfte man sich nicht viel versprechen. Und dies kam wohl daher, daß, um es recht zu sagen, ihre Ansichten Gefühle waren; tiefer und dabei vielleicht weniger ausgeprägt, als man geglaubt hat, hingen sie mit ihrem innersten Gemüthsleben zusammen, so daß die Zeitverhältnisse sie recht wohl zu verstimmen, aber nicht zu bestimmen vermochten. Aufrichtige Freundin einer liberalen Gesinnung, liebte sie in der Freiheit besonders die Kette von großherzigen Gefühlen, die dieses Wort wachruft; und auf der anderen Seite empörte sie der Despotismus hauptsächlich um desswillen, weil er den Charakter der Menschen erniedrigt, durch rohe Gewalt triumphirt und das geistige Leben niederdrückt. Das konstitutionelle Königthum endlich war ihr mehr als ein geschickt entworfenes System; es war für sie eine Gesamtheit von wechselseitigen Verpflichtungen, zu denen man sich ohne Zwang versteht und in der auch die Anhänglichkeit ihre Stelle hat, indem sie den aufgeklärtesten Theil des Landes im Interesse Aller einer einzigen Familie zuführt. Daher rührte denn eine gewisse schmerzlich erregte Lebhaftigkeit, wie die eines verletzten Herzens, sobald man ihrer Hingebung die etwas kalten Berechnungen der politischen Klugheit entgegen setzte.

Vielleicht werden die Partheien ihren Namen auf ihre Fahne setzen und denselben zum Besten ihrer Interessen oder ihrer Leidenschaften ausbeuten wollen. Aber dem Himmel sei Dank! ihr wirkliches Leben hat Regionen angehört, die weit über diesem politischen Treiben erhaben sind; diese ihrer Natur nach so schnell abgelebten Leidenschaften sind daher auch ganz bei Seite zu lassen, um die Schätze zu Tage zu fördern, die diese reiche Seele in sich verbarg.

Wo fänden wir reicheren Stoff zu einem Drama als in dem Leben der Herzogin von Orleans! Welche Geschichte vermag aufzuweisen, daß in so wenigen Jahren dichtere Massen von Herzeleid sich über einem einzigen Haupte zu-

sammengezogen haben? Welches Leben wäre bewegter gewesen und doch dabei so makellos geblieben, daß nicht eine Handlung, nicht ein Gedanke das Licht zu scheuen hat?

Ein solcher Reichthum an Unglück, ein so edler Charakter hätten die Herzogin von Orleans ohne Zweifel in anderen Zeiten zu einer jener poetischen Gestalten erhoben, die auf die Phantasie der Massen einen unvergänglichen Eindruck machen und sie ganz umstricken. Aber welches Leben, welche Sache wäre dazu in unseren Tagen geeignet? So wollen wir denn zu wenigst in schmerzlichen Erinnerungen Beispiele auffuchen, die unserer Zeit dienlich sein dürften. Und diese Beispiele treten uns nicht nur in dem Theile ihres Lebens entgegen, der Allen offen vorgelegen, sondern weit mehr noch in dem, der sich in das Innerste des Menschen zurückzieht. Freilich gebietet uns eine gerechte Scheu vor diesem Heiligthume, nur mit aller Behutsamkeit da und dort eine Blume zu pflücken, und selbst da noch zögert die Hand, hält sie Besorgniß zurück. Denn besser würde es sein, daß ihr Name nie unsere Lippen verlassen hätte, trügen wir ihn auch auf den Händen der Liebe, als daß wir den Schleier höher aufgehoben, wie sie selbst zugestanden haben würde.

Aber ihr theures Gedächtniß ganz in das Allerheiligste der Familie zu verschließen, das liegt in Niemandes Hand. Vor den Urtheilen der Unwissenheit, vielleicht sogar vor Beschuldigungen läßt es sich schützen, aber es läßt sich nicht aus der Dessenlichkeit zurückziehen, in die es ihr Rang wie die Zeitverhältnisse, wiewohl ohne Streben danach von ihrer Seite, gestellt haben. Welcher sichere Weg wäre daher in dieser Hinsicht einzuschlagen, als der, sie den Augen der Welt so vorzuführen, wie sie Gott vor Augen hatte? Zeigen wir sie in noch größerer Erhabenheit, in noch wahrerer Einfachheit, wenn dies überhaupt möglich, als sie während ihres Lebens sich zeigt; zeigen wir sie eben so erglühend für jede Idee, die das Zeitliche überdauern soll, in vollendeterer Fassung von dem, was hienieden zu

seinem Ziele kömmt, befeelt, wir können es nicht oft genug wiederholen, von einer Liebe zu Frankreich, die keine Entmuthigung kannte, die, obwohl sie sich seitwärts wandte, um nur die verborgenen, aber ausdauernden guten Eigenschaften jenes Landes zu sehen, nicht verzagte, weil der Himmel finster sich umzog, die endlich die Hoffnung sich zu retten wußte, „jene unsichtbare Seele ihres Muthes.“

I.

Die Prinzessin Helene Louise Elisabeth von Mecklenburg-Schwerin, zu Ludwigslust am 24. Januar 1814 geboren, war eine Tochter Ludwig Friedrichs, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und seiner zweiten Gemahlin Caroline von Weimar. Selbst voller Anmuth und voll Geist hatte die Fürstin Caroline einen der hervorragendsten deutschen Fürsten, Karl August von Sachsen-Weimar, den Freund der beiden größten deutschen Dichter, zum Vater, und zur Mutter jene Fürstin Louise von Weimar, von der Frau von Stael eine bezaubernde Schilderung hinterlassen hat: man möchte glauben, ihre Enkelin darin wieder zu finden. „Sie war,“ schreibt Frau von Stael, „ein wahres Musterbild von einer Frau, die die Natur zur glänzendsten Stellung bestimmt; anspruchlos und doch nicht durch das Gefühl von Werthlosigkeit dazu veranlaßt, stöste sie in gleich hohem Grade Vertrauen und Ehrfurcht ein. Die Heldenstärke der Ritterzeiten hatte sich in ihrem Herzen entfaltet, ohne daß sie ihr dadurch etwas von der Zartheit ihres Geschlechtes entzogen hätte.“ Kaiser Napoleon (I), der sich nicht leicht herbeiliess, besonders in einer Frau, Intelligenz, gestützt auf Würde des Charakters, zu bewundern,

musste doch zugeben, daß sie ganz außergewöhnliche Vorzüge besitze. „Sie war,“ sagte er, die einzige Fürstin, die er in Deutschland angetroffen.“*) Diese Eloge, die in ihrer einseitigen Ausschließung höchst ungerecht ist, hat, wir dürfen das voraussetzen, auf die wohl wenig Eindruck gemacht, die Gegenstand derselben war.

Die Prinzessin Helene war kaum zwei Jahre alt, als ihre Mutter, die Großherzogin Caroline, die Mutter ihres Landes, wie man sie wegen ihrer Güte nannte, in noch ganz jugendlichem Alter starb. Auf dem Todtenbette richtete sie, wie gesagt wird, an ihren Gemahl die Bitte, ihren Kindern eine Stellvertreterin zu geben, und sie selbst bezeichnete als solche ihre Cousine, die Prinzessin Auguste von Homburg. Wohl nie ist ein Mutterherz besser berathen gewesen. Die Prinzessin Auguste, die im Jahre 1816 Großherzogin von Mecklenburg geworden war, sich aber nur einer kurzen Ehe erfreute, ließ den Kindern ihrer Cousine alle Zärtlichkeit ihres Herzens zu Theil werden. Sie zog sich aus dem Hofleben zurück, um ihrer Erziehung ungestörter und ungehinderter anzugehören; vorzugsweise widmete sie sich der kleinen Helene, die sich sofort an sie angeschlossen und auch nie aufgehört hat, sie als die zärtlichste Tochter zu lieben.

*) Während nach dem Verluste der Schlacht bei Jena der Großherzog von Weimar in Berlin sich aufhielt, hatte der Fürstin Louise allein es obgelegen, die Interessen ihres Landes gegen Napoleons Forderungen zu wahren. Es gelang ihr, die harten Bedingungen ermäßigt zu sehen, aber der lange Krieg hatte die Kräfte der Unterthanen erschöpft. Um die Bedrängniß in etwas zu mildern, machte sie den Ständen ihre Diamanten zum Geschenke; diese wollten sie aber nur unter der Bedingung annehmen, daß sie einstweilen als Unterpfand dienten, und in späterer Zeit stellten sie sie wieder zurück. Die Prinzessin Helene, Besitzerin derselben beim Tode ihrer Großmutter, sah sie jedesmal mit tiefer Bewegung an.

Wohlthuend ist die Wahrnehmung, daß die Keime zu alle den vortrefflichen Eigenschaften, welche im späteren Leben ausbrachen, schon in diesem holden Kinde schlummerten. Vielleicht ist es dieser Treue ihrer Natur gegen sich selbst zu danken, daß sie so erhaben einfach blieb, sich immer selbst vergaß. Diese Naturen, die nie dem Wechsel anheimgegeben, besitzen in der That einen ganz besonderen Zauber, der, so zu sagen, von ihrem wirklichen Werthe nicht bedingt ist; immer glaubt man in ihnen die erste Jugendfrische wieder zu finden. Die Tugenden und Vorzüge dagegen, welche wir uns erst im Strome des Lebens aneignen, sind selten von einer gänzlichen Beiseitesetzung unseres Ich begleitet; unaufhörlich kommen wir auf sie zurück, auf die Anstrengungen, die wir um ihretwillen es uns haben kosten lassen, und wenn wir auch nicht gerade wollen, lockt uns der Blick auf sie doch immer ein gewisses Wohlgefallen an ihnen ab. Schon in einem Alter von vier Jahren zeigte sich die Prinzessin Helene freigebig weichherzig bei Anderer Leiden, und hochherzig für die Ihrigen, wie das spätere Leben häufige Proben davon gegeben hat. „Ein egoistisches Gefühl ist ihr nie bekannt gewesen,“ sagten die Personen, die mit ihrer Erziehung betraut waren und denen sie bereits in diesem Alter eine Hingebung an sie abzwang, die sich später immer probekaltig bewiesen hat, so daß der Tod der Prinzessin auch ihrem Leben fast allen Freudenschimmer genommen. Sie war, wenn wir so sagen dürfen, selbst freigebig gegen Gott, stets bereit, aus Liebe zu ihm mehr als die Pflicht verlangte, zu vollbringen. Als man sich eines Tages über die Bereitwilligkeit verwundernd aussprach, mit der sie eine kindische Laune zum Opfer brachte, sagte sie ganz leise: „Ja, unser Heiland hat doch gesagt: Wenn Dich Jemand bittet, eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe zwei mit ihm.“

Ehe ihr gestattet ward, selbst die Armen zu besuchen, und die Wohlthätigkeitsanstalten zu leiten, die ihre Mutter gestiftet hatte, was aber später und mit einer seltenen

Einsicht geschah, übte sie die ihr angeborene Wohlthätigkeit in ihrer nächsten Nähe an den Familien ihrer Diener aus. Sie ließ die Kinder derselben zu sich kommen und lehrte ihnen, was sie eben selbst erst gelernt hatte. Dieses sanfte und sehr zart gebaute kleine Geschöpf flöste ihren Schülern, großen und kräftigen Kindern aus dem thüringischen Lande, die vor ihr standen und ganz ernsthaft ihre Fragen beantworteten, um sie dann weit öfter belohnt als bestraft zu verlassen, eine herzliche Ehrfurcht ein. Zur Weihnachtszeit, wenn der Christbaum sich für sie mit Geschenken schmückte, währte es nicht lange, daß dieselben in die Hände ihrer Spielgefährten wanderten, obwohl diese sich gegenseitig das Versprechen abgenommen, niemals etwas in ihrer Gegenwart zu bewundern, denn sie wußten nur zu gewiß, daß gerade die Gegenstände, welche der Prinzessin am liebsten waren, von ihr zuerst und mit der größten Freude geopfert werden würden. Ihr Bedürfniß, sich beliebt zu machen, frohe Gesichter um sich zu sehen, worin sich bei den Kindern nur eine anständige Form des Coquettirens aussprechen kann, gründete sich bei ihr auf ernstere Gefühle; so wurde sie denn auch, ohne daß sie selbst darum gewußt hatte, schon sehr frühzeitig der Mittelpunkt von allen denen, die in ihre Nähe kamen.

Ihre Lehrer, die über den Eifer entzückt waren, mit dem sie Alles zu begreifen sich bemühte, sahen sich oft genöthigt, ihre Erzählungen zu unterbrechen, weil man zu viel von der Erschütterung zu befürchten hatte, die eine ergreifende Erzählung oder ein heroischer Zug ihrer zarten Körperkonstitution verursachte. Schon damals stand ihre Gesundheit in keinem Verhältnisse zu ihrem Gemüthe, dessen rasche und feine Eindrücke an die südlichen Wolken erinnerte, wiewohl die Nachhaltigkeit und die Tiefe derselben nicht verkennen ließen, daß Deutschland ihr wahres Vaterland war. In ihrem zwölften Jahre verlor sie eine Jugendfreundin, die den Unterricht mit ihr getheilt und mehrere Jahre mit ihr zusammen gelebt hatte. Der Schmerz

über diesen Verlust war so heftig, daß sie ernstlich erkrankte. Von dieser Zeit an überflog ein melancholischer Schatten, der ihren Zügen gänzlich fremd war, aber seitdem durch eine lange Reihe von Leiden bei ihr zur Gewohnheit geworden, ihre Physiognomie.

Im Frühjahr 1827 führte die Großherzogin die Prinzessin Helene zum ersten Male an den Weimarischen Hof. Bis dahin war sie in einer nahezu vollständigen Einsamkeit erzogen worden. Da man einen großen Theil des Jahres auf dem Lande wohnte, bald zu Dobberan, dem heutigen Seebade an der Ostseeküste, bald zu Plüschow, einer Domaine, die dem Erbgroßherzoge zugehört hatte, so lernte die junge Prinzessin über ihre Familie hinaus nicht viel mehr als ihre beiden Lehrer *), Männer, deren Verdienst in Deutschland anerkannt ist, und die vortreffliche Frau kennen, welcher ihre Mutter sie achtzehn Monate alt übergeben hatte und die bis zu ihrer Vermählung nicht einen Augenblick von ihrer Seite gewichen ist. Diesem ersten Leben verdankte sie eine für jede Frau ungewöhnliche Geistesbildung und eine sehr einfache, unverbundene Geschmacksrichtung, die für sie eine Quelle von unendlich vielen Genüssen in ihrem wechselvollen Leben wurde. Sie war dahin gekommen, einen gewissermaßen ganz vertrauten Umgang mit der Natur anzuknüpfen und dadurch blieben ihr die Schönheiten derselben in ihrer Gesamtheit als im Einzelnen kein Geheimniß; ein sonniger Tag, ein Spaziergang nach einem schönen Orte, Blumen, die sie selbst gern pflückte, bildeten ihre Freude in den Kinderjahren, und haben ihr auch später noch frohe Augenblicke bereitet.

Das neue Leben, welches der Weimarische Hof ihr bot, schien die Prinzessin Helene keineswegs zu überraschen: Da ihr Geist bereits allen Genüssen der Intelligenz sich

*) Professor Schubert und später Herr Reinecke.

erschlossen hatte, so fand sie sich auch da wie überall in ihrem Elemente und es hatte das Ansehen, als wenn sie von Jugend auf mit denen gelebt hätte, mit welchen sie durch Vorstellung eben erst bekannt gemacht wurde. Dies macht es uns verständlich, daß die Erinnerung an dieses kleine dreizehnjährige Mädchen ihrem Gedächtnisse tren geblieben ist, wie an eine reizende, poetische Erscheinung. „Ich sehe sie noch heute“, schreibt eine von diesen Personen, „in ihrem rosafarbenem Kleide, ohne irgend welchen Aufputz in ihren schönen braunen Haaren, leicht dahin fliegend wie ein Vogel und doch so viel Adel in allen ihren Bewegungen, und ich weiß mich noch recht wohl zu erinnern, mit welchem zärtlichen und gerechten Stolz die Augen des alten Großherzogs von Weimar auf ihr ruheten.“

Eine Reise in die Schweiz, wo sie mit ihrem Bruder, dem Prinzen Albert zusammentraf, war die einzige Unterbrechung ihres regelmäßigen Lebens in den Jahren 1827 bis 1830. Sie kam dahin aus den großen Sandebenen Mecklenburgs, mit ihren Sümpfen und Wäldern, die einförmig und düster genug waren. Da erfüllten sie denn die prächtigen Schweizerlandschaften und Ansichten, die sie zum ersten Male sah, mit solchem Entzücken, daß oft genug es ihr unmöglich war, demselben Worte zu verleihen. Eines Tages überraschte man sie, die Augen voll Thränen, vor dem Rheinfall bei Schaffhausen, dessen weißer Schaum im Sonnenschein wie Diamanten funkelte und sie in seinen Goldstaub einhüllte.

Nach einem abermaligen Aufenthalte in Dobberan kehrte Prinzessin Helene mit ihrer Mutter nach Ludwigslust zurück, wo sie am 30. Mai 1830 in der dasigen Hauptpfarrkirche konfirmirt wurde. Die Einwohner der Gemeinde, die sie von Klein auf kannten und als ihren Liebling betrachteten, nahmen an der Feierlichkeit warmen Antheil und verbanden ihre heißen Gebete mit denen „ihrer guten Helene.“ Als sie vor dem Altare niederkniete und der Geistliche sie durch Auslegen der Hände



eingesegnet hatte, wie es dem lutherischen Ritus gemäß, stimmten alle diese Stimmen tiefbewegt das Lied an, welches die Prinzessin selbst ausgewählt hatte:

Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr etc.

Wir verweilen vielleicht zu lange bei Einzelheiten, deren erquickliche Einfachheit einen fühlbaren Gegensatz zu den Ereignissen einer rauheren Wirklichkeit bildet, die das Andenken an die Prinzessin Helene bei unsern überrheinischen Nachbarn bedingen. Es geschieht dies nicht nur, weil es einen schmerzlichen Genuß gewährt, bei diesen friedlichen Begebnissen eines so bewegten Lebens stehen zu bleiben, sondern weil eine bedeutende Eigenschaft dadurch noch sichtbarer hervortritt. Gewöhnt an jene Verhältnisse einer ganz patriarchalischen Gutmüthigkeit, eines ehrfurchtvollen Vertrauens von Seiten des Volkes und eines väterlichen Schutzes von Seiten der Fürsten, wie sie sich in Deutschland mehr als irgendwo erhalten haben; von allen Seiten nur Liebe genießend; unter sich wie neben sich nur die Gefühle des Wohlwollens kennend, die zu erwidern ihrem Herzen nicht schwer wurde; mußte sie weniger leicht als jede andere die so gewaltige Verschiedenheit der geselligen Verhältnisse und des Landes verstehen, in welches sie übersiedelte; mußte weniger leicht ihre Phantasie sich zu so neuen Gestalten hingezogen fühlen. Aber sie war in einem ungewöhnlich hohen Grade mit jener eben sowohl im Character als im Geiste begründeten Fähigkeit begabt, sich schnell in den verschiedenen Lagen zurechtzufinden, sie begriff und, worauf noch mehr Gewicht zu legen ist, sie bewunderte Alles, was sich ihrem Geiste als ein großes Wert, als eine schöne Sache, als erhabene Ideen sich vorstellte; die Form, unter welcher es ihr entgegen trat, war dabei kein Hinderniß. Diese schnelle Auffassungskraft, diese Gabe, sich Alles anzueignen und mitzufühlen, was weit von ihr die Herzen Anderer bewegte, bewirkten, daß eine sechzehnjährige Prinzessin, die in Dobberans Einsam-

keit gleichsam vergraben war und von Frankreich eben nur die Kenntnisse besaß, welche sie sich aus Büchern und durch ihre Lehrer hatte verschaffen können, — daß diese Prinzessin die Ereignisse von 1830 mit einer warmen Theilnahme begrüßte, und mit außerordentlichem Scharfsinn begriff, wodurch sich dieselben von einer andern gewöhnlichen Revolution unterschieden. In diesem Kampfe, in welchem sie ein Volk zu den Waffen greifen sah, um die Geseze, auf deren Umsturz die Königsgewalt zuerst hingearbeitet hatte, aufrecht zu erhalten, hielten sich ihre Wünsche vom ersten Augenblicke an zur Sache des Volkes. Sie sah einen Tag wie den andern der Ankunft der französischen Zeitungen mit ebenso großer Ungeduld entgegen, als wenn es sich um die allerpersönlichsten Ereignisse dabei gehandelt hätte. Sie schrieb die Zeitungsartikel ab, von denen sie sich am meisten angezogen fühlte und trat endlich dieser augenscheinlich so fremden Ideenbewegung mit einer seltenen Lebendigkeit des Gefühles bei. Dieser erste Enthusiasmus, den Frankreich und die Freiheit in ihr hervorrief, hat denn auch in ihr tiefe Spuren zurückgelassen und der Name der Familie Orleans hatte schon lange, bevor sie voraussehen konnte, welche Bedeutung er eines Tages für sie haben würde, in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden.

Von jetzt an gewann auch die französische Literatur in ihren Augen ein ganz neues Interesse; sie wandte fast ihren ganzen Fleiß derselben zu und fing an, eine Sprache aus Vorliebe zu sprechen, die sie von der Wiege an aus Gewohnheit gesprochen hatte.

Den völlig uninteressirten Gefühlsbewegungen, welche die französischen Ereignisse in ihr hervorgerufen hatten, folgten aber bald Besorgnisse, die sie persönlich betrafen. Die Großherzogin ward von einer heftigen Krankheit befallen und in einem so schwächlichen Zustande nach Töplitz geschickt, daß zu befürchten war, sie werde die Reise

nicht bestehen können. Ihre Tochter, die an ihrer Seite saß, hatte in besorgter Zärtlichkeit ein wachsamcs Auge auf sie, ohne sich jedoch zu sagen, sie könne in jedem Augenblicke zum zweiten Male verwaisen. Gott wendete einen solchen Schmerz von ihr ab. Es wäre nicht ganz grundlos, wollte man dem Aufenthalte in Töplitz, der, um dieses nicht zu übergehen, die Wiederherstellung ihrer Mutter herbeiführte, einen entscheidenden Einfluß auf die Richtung ihres Looses zuschreiben. Die Prinzessin überschritt nur sehr wenig die Schwelle des Krankenzimmers und ward nur von einer sehr geringen Anzahl von Personen gesehen. Aber wer sie gesehen hatte, den ließ ihre reizende Erscheinung nicht gleichgültig. Der französische Gesandte Bresson hatte, ehe er ihr noch vorgestellt worden, Gelegenheit, sie zu treffen; das Andenken daran ist in ihm nicht erloschen. Zu Töplitz begegnete ihr auch, zum ersten Male, der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den die Vermählung einer seiner Töchter an den Erbgroßherzog von Mecklenburg mit ihrer Familie verbunden hatte. Zunächst war er von ihrem außerordentlichen Reichthume ihres Geistes, über den man bei ihrer großen Jugendlichkeit um so mehr erstaunte, zu ihr hingezogen worden; bald aber steigerte sich mit jedem Tage sein Genuß an der Unterhaltung mit ihr und gewann ihr seine herzliche Zuneigung, die sich auch nie verändert hat.

Unter den Beweisen von Wohlwollen, die ihr damals zu Theil wurden, ist einer von ganz besonderem Werthe, so daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier mitzutheilen, denn es ist ein wohlthuendes Gefühl, zwei Personen, die auf dieser Welt durch ihr verschiedenes Geschick getrennt gewesen, dabei aber durch die unverfälschte Erhabenheit ihres Wesens einander würdig waren, zusammenzutreffen und sie sich trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Lage durch die Verwandtschaft ihrer Seelen einander nahe gebracht zu sehen.

Die französische Kronprinzessin hatte sich mit dem Könige Karl X. nach dem Befinden der Großherzogin, die das Zimmer noch nicht verlassen durfte, erkundigt. Die Prinzessin Helene hatte die beiden fürstlichen Personen für ihre Mutter empfangen und denselben danach auch den Dank der Großherzogin überbracht. Ihr allezeit lebendiger Herzenstrieb, der sich zu einem schönen Leben ebenso hingezogen fühlt wie zu erhabenen Ideen, ließ sie in einem Augenblicke verstehen, welche moralische Größe unter einer strengen Einfachheit verborgen war. Der würdevolle Ausdruck in den Zügen der Gemahlin des Dauphin enthüllte ihr ein unendlich tiefes Leiden, welches sich hinter dieser festen und ernsten Miene verbarg. Die Prinzessin ihrerseits machte auf die erlauchte Verbannte einen so lebhaften und gewinnenden Eindruck, daß noch viele Jahre über ihr Zusammentreffen hinaus ihre holde Gestalt derselben erinnerlich blieb. Ramen Franzosen nach Prag und statteten sie der Dauphine einen Besuch ab, so fragte sie selbst zuerst nach der jungen Herzogin von Orleans, deren Namen diese Gäste sorgfältig umgehen zu müssen glaubten. „Ist sie recht glücklich?“ fragte sie sie mit Interesse; „ich wünsche es, denn ich habe sie kennen gelernt und weiß, wie sehr sie es verdient.“

Das Jahr 1834 ward für die Prinzessin durch eines jener schmerzlichen Ereignisse, deren Eindruck sich nie wieder verwischt, bedeutungsvoll. Beim Besuche einer Ruine in der Umgegend Jena's hatte ihr Bruder, der Prinz Albert das Unglück, einen gefährlichen Sturz zu thun. Auf sein Verlangen wurde er zu seiner Familie nach Mecklenburg gebracht, wo er noch einige Monate fortfrankte bis er starb. Seine Schwester pflegte sein mit der liebevollsten Aufmerksamkeit, aber ohne die geringste Hoffnung, daß er wieder gesund werden würde. In diesen peinlichen Tagen und Nächten suchte sie ihren Schmerz zu unterdrücken, um ihrem Bruder seine Leiden tragen zu helfen und es ihm minder schwer zu machen, in dem blühenden

Alter von zwei und zwanzig Jahren vom Leben Abschied nehmen zu müssen. Sollte es nicht in dieser schweren Prüfung gewesen sein, wo sie ihre lebendigsten Empfindungen zu beherrschen und beim tiefsten innerem Leiden doch äußerlich heiter zu sein lernte; wo sie es fertig brachte, ihre höchst leicht erregbare Empfindsamkeit in das Tiefste des Herzens zurückzudrängen und äußerlich fest und Herrin ihrer selbst zu bleiben? Sieben Jahre darnach, also zu einer Zeit, wo sie sich des vollkommensten Glückes erfreute, schrieb sie noch in Bezug darauf: „Das Datum des heutigen Tages wird Sie an die Prüfung haben denken lassen, durch die er uns unvergesslich geworden ist. Der Herr hat mich seit dieser traurigen Zeit reichlich gesegnet: er hat mir einen Freund, einen Beschützer gegeben, er hat mich eines Glückes genießen lassen, das ich nicht im Geringsten erwartet habe. Und doch fühle ich, daß jenes Ereigniß mein Herz gebrochen, daß meine Jugend sich von diesem Schlage nicht wieder erholt hat; aber die Thränen haben ihre Frucht getragen; ich habe es schon damals empfunden und ich empfinde es heute wieder mit Dank gegen Gott. Ich habe gelernt, seinen heiligen Willen zu lieben selbst dann, wenn er mir Lasten auflegt; ich habe gelernt, mich mit Freuden ihm hinzugeben.“

Den Winter nach dem Tode ihres Bruders verlebte sie auf dem Lande in der größten Einsamkeit. Ihre Beschäftigung bestand in dem Bemühen, den Muth ihrer Mutter wieder aufzurichten, ihre einzige Zerstreuung in häufigen Besuchen bei den Armen. Je tiefer ihr eigenes Leiden war, desto größer war bei ihr das Bedürfniß, die Entbehrungen jener durch um so reichlichere Almosen zu mindern.

Eine Prinzessin wegen ihrer Milbthätigkeit loben, werden Viele sagen, heißt Lobeserhebungen austheilen, die keinen großen Werth haben; ist es ihnen doch so leicht gemacht zu geben, daß man sich vielmehr fragen sollte, ob

ihre Wohlthätigkeit etwas anderes ist, als ein liebenswürdiger Einfall. Aber zum Glück hat Gott nicht den Armen allein das Vorrecht zugestanden, wahre christliche Liebe zu üben, weil nur sie von ihrer Armuth geben können. Seine Zeit, seine Aufmerksamkeit, sein Herz hingeben; überall, wo man sich hat blicken lassen, Freude zurücklassen; mit dem Almosen ein Vergnügen für den Armen verbinden, ihm merken lassen, daß man gerade an ihn, und nicht nur an sein Elend gedacht hat, die Werthlosigkeit eines Geschenkes, das ein Reicher gegeben, durch die Umstände, welche sich daran knüpfen und durch eine wirkliche Zuneigung werthvoll machen: das hat die Prinzessin Helene auf jeder Altersstufe verstanden; und das gibt uns Veranlassung genug, zu sagen, sie sei mildthätig gewesen. Wir fürchten darum nicht, sie in Lobeserhebungen hineinzuziehen, mit denen man leider sehr verschwenderisch umgeht.

Nach einer langen Trauerzeit kam sie nach Schwerin zurück, — ein Entschluß, der ihr viele Anstrengungen zur Ueberwindung ihres Willens und zur Unterwerfung unter die Wünsche ihrer Familie kostete — und nahm an den Festlichkeiten bei Hofe zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des alten Großherzogs, ihres Großvaters, Theil. Wir tragen Bedenken, hier Worte zu wiederholen, die im Dienste sehr vieler Fürstinnen aufgebraucht sind, unbekümmert darum, ob ihr Verdienst dazu berechnete. Es besteht indeß, was wir sagen wollen, in voller Wahrheit: sie machte sich hier, wie überall, wo sie sich blicken ließ, beliebt; wurde Gegenstand eines ganz besonderen Interesses, weil sie auch den gewöhnlichsten Handlungen ein besonderes Interesse beizugeben wußte. Diese innere Grazie, die aus dem Gemüthe kommt und sich auf den Gesichtszügen abspiegelt, diese Miene, in welcher ihre Jugend und gereiftes Nachdenken aussprachen, „*frutto senile in sul giovanil fiore*,“ befremdeten und entzückten zugleich. Allen, alt und jung, groß und klein,

würde ihr milder, belebender Einfluß fühlbar; Alle brach-
ten auch von einer Unterhaltung mit ihr eine lebendigere
Liebe zum Guten mit nach Hause. Ihre Gegenwart end-
lich, mochte sie nun in der Hütte der Armuth sich zeigen
oder im glänzenden Salon, heiterte die Gesichter hier wie
dort wie ein freundlicher Sonnenstrahl auf. Wer sie ge-
kannt hat, wird sagen können, ob ihnen das Leben mit
ihr nicht in glänzenderem Lichte erschien, ob der Gedanke
an sie sich nicht allen ihren Erinnerungen wie auch allen
ihren Hoffnungen zugesellte; ob nicht in unseren Tagen
eine Art Entmuthigung ihre schönsten Träume von der
Zukunft mit Fler verhüllt.

II.

Wer hat sich nicht ernst und wehmüthig gestimmt gefühlt, sah er ein Schiff ins volle Meer vom Stapel lassen? Man möchte die Hand, die das letzte Tau lösen soll, sich rascher rühren und sie auch wieder unthätig sinken lassen. So spiegelglatt die Wasserfläche glänzt; so ätherblau der Horizont erscheint; des Geistes Auge reicht in weitere Fernen und sieht jenseit des Horizontes den Himmel wolken schwer, das Meer erregt und voll unheilvoller Wogen.

Ein ähnliches Gefühl ergreift uns jetzt, wo wir an dem Wendepunkte des Schicksales der Prinzessin Helene angelangt sind. Man zögert, mit ihr den süßgewohnten, stillen Raum, das süße Haus zu verlassen, wo jede Stelle einst einen Himmel in sich schloß; oder wo in die Schmerzen Gott den Balsam seiner Tröstungen träufelte, die er nie den Prüfungen versagt, welche uns von ihm direkt zukommen. Von jetzt an spielt die Mittheilung ihres Lebens in die Geschichte Frankreichs hinüber; ihr Glück und ihr Leid findet auch dort Herzen, die es als das Ihre betrachten; sollte Deutschland damit sein Anrecht auf sie verloren haben? Wir zählen sie auch ferner als Eine der Unseren.

Im Frühjahr 1836 hatten die Herzöge von Orleans und von Nemours zum ersten Male seit 1830 Frankreich

verlassen und kamen nach Berlin, wo der alte König Friedrich Wilhelm III. sie gleich anfangs mit seiner gewohnten Herzlichkeit empfing, bald genug aber, über so viel wirkliche Würdigkeit, die sich in den lebenswürdigsten Formen aussprach, im höchsten Grade erfreut, zu einer wahrhaft väterlichen Zuneigung zu ihnen überging. Er sprach es in seiner Gutherzigkeit unverholen aus, wie leid es ihm thue, daß er keine Tochter mehr habe, deren Glück er einem von den französischen Prinzen anvertrauen könne. Da kam ihm die Gestalt der jungen Prinzessin, welche er in Töplitz kennen gelernt hatte, wieder vor Augen und er sagte sich, daß diese und keine andere so vortrefflicher Prinzen würdig sei.

Er verhehlte sich jedoch nicht, daß viele verschiedenartige Eigenschaften in einer zukünftigen Herzogin von Orleans zusammentreffen mußten. Der Gedanke lag nahe, daß man der Königin Marie Amalie nur eine Schwiegertochter königlichen Geblütes zuführen könne und dabei mußte sie bei ihrer Ankunft in Frankreich eine ebenso vertraute Kenntniß von diesem neuen Lande mitbringen, als wenn sie in ihm selbst erzogen worden wäre. Nur eine durch ihre Vorzüge und die Ueberlegenheit ihres Geistes hervorragende Person konnte neben den französischen Prinzessinnen Platz finden und sie ihre Schwestern nennen. Endlich mußte sie, setzte man sich auch über alle engherzigen Vorurtheile und alles kindische Mißtrauen hinweg, die man damals an den europäischen Höfen dem Gouvernement Ludwig Philipp gegenüber hegte, mit Festigkeit allen Wechselfällen, selbst allen Gefahren, die die Lebensgefährtin eines französischen Prinzen treffen konnten, entgegen zu treten wissen.

Diese Bedingungen, die man höchst selten beisammen antreffen wird, sah der König von Preußen durch die Prinzessin Helene, aber auch nur durch sie allein, erfüllt; und seine herzliche Zuneigung zur Mecklenburgerin wie auch zum französischen Thronfolger bewirkte, daß eine Familien-

verbindung Beider sein Lieblingsgedanke wurde. Er schien sich für seine Person an ihrem beiderseitigen Lebensgeschicke lebhaft zu interessiren und dieses Interesse wurde auch durch den Widerstand nicht vermindert, auf den er dabei von mehreren Seiten in seiner Familie stieß. Ob nun der König seine Wünsche dem Herzoge von Orleans gelegentlich des Aufenthaltes desselben in Berlin zu verstehen gegeben, oder ob er mit ihm erst später davon gesprochen, genug, Letzterer wollte, ehe er sich ernstlicher auf ein Vorhaben einließ, das allen äußeren Erfordernissen vollkommen entsprach, sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Vorliebe des Königs für die Prinzessin ihn auch nicht über ihren wirklichen Werth verblendete und ob es sich wirklich so mit ihr verhielt, wie der König sich über sie ausgesprochen. Der Herzog von Orleans war zu rechtschaffen, als daß er in seiner Vermählung nur eine Pflichterfüllung seiner Familie und seinem Lande gegenüber gesehen hätte; er betrachtete dieselbe als die wichtigste Angelegenheit seines ganzen Lebens; endlich wollte er, ohne darum geneigt zu sein, etwas von den Anforderungen zu opfern, die ihm sein Rang stellte, keine der wesentlichsten Bedingungen für ein wahres Familienglück und die innigste Herzensgemeinschaft als geringfügigkeit Preis geben. Er sprach sich also erst dann gegen die Minister des Königs aus, als er sein eigenes Urtheil über die geistige Natur, den Charakter und die persönlichen Vorzüge der Prinzessin festgestellt hatte. Erst dann wurde der französische Gesandte, Graf Bresson beauftragt, die Stimmung des mecklenburgischen Hofes zu erforschen und offiziell um die Hand der Prinzessin Helene anzuhalten. Es ist kein Geheimniß, daß der Bruder der Prinzessin Helene, der Großherzog von Mecklenburg anfangs dieser Verbindung sich wenig geneigt zeigte. Unrecht würden wir ihm thun, wollten wir in seinen Einwendungen und Bedenken nichts weiter als eine systematische Opposition gegen die Ereignisse von 1830 und gegen die Familie Orleans sehen. Bei seiner ängstlichen Besorgniß für das Glück

seiner Schwester dürfte es ihm schrecklich dünken, sie in ein Land sich begeben zu sehen, das seinen Fürsten so verhängnißvoll war. Und da die Ereignisse seine Befürchtungen gerechtfertigt haben, wird man ihn heutzutage desswegen noch tadeln können? Aber immerhin wird es uns erlaubt sein, in der Großherzogin von Mecklenburg eine, wenn auch gleich lebhaftere, so doch ungleich erhabnere zärtliche Liebe und in der Prinzessin Helene mehr Erhabenheit in den Ansichten bewundern zu dürfen. Was Jedermann über den Herzog von Orleans bekannt war, war ganz gewiß geeignet, die ganze Phantasie eines jungen Mädchens für ihn einzunehmen, und mit ihm den französischen Thron zu theilen, das mußte ohne Zweifel als eine glänzende Aussicht sich darstellen. Aber es waren nicht diese Beweggründe, welche in ihrer Erwägung das größte Gewicht hatten. Und wirklich hatte auch das Glück, so lebhaft sie sich auch dem Genuße desselben während der Zeit hingab, wo Gott es ihr in ungewöhnlich reichlichem Maße gewährte, für sie nicht die alleinige Bedeutung, welche es für Menschen gewöhnlichem Maße hat; es war nicht ihr nächstes Ziel, oder um es richtiger zu sagen, das Glück bestand nach ihrem Dafürhalten nicht in dem ruhigen Besitze aller irdischen Güter, sondern in der Benutzung aller edelsten Seelen- und Geisteskräfte, in der Vollbringung einer „schönen großen und wichtigen Aufgabe.“

Sie fühlte sich aber auch zu Frankreich und zur Familie Orleans gerade durch das angezogen, was andere minder starke Seelen eben von beiden entfernte. Die Prüfungen, denen der König und seine Söhne seit sieben Jahren unaufhörlich ausgesetzt gewesen, waren ihr nicht unbekannt geblieben; sie wußte ebenso, in wie ängstlichen Besorgnissen der Königin die Tage verstrichen: auf der einen Seite die Gefahren, welche ihre Söhne in Afrika freiwillig aufsuchten, auf der andern jene, welche sie im eigenen Lande bedrohten. Mit festentschlossenem Willen bot sie sich zur Annahme dieser Gefahren und Sorgen dar. Sie hatte den

Entschluß gefaßt, sich dem Prinzen, dessen edler Charakter ihr Vertrauen einflößte, und mit ihm der Vollbringung eines großen Werkes sich hinzugeben. Diese unübertreffliche Anschauungsweise von ihrer Bestimmung mußte auch ihre Belohnung haben. Alles fiel ihr auch von selbst und im reichlichsten Maße zu, wie uns ihre nächsten Lebensjahre zeigen werden. Aber damals ließ sie sich keinesweges durch eine romanhafte Exaltation fortreißen.

Wenn wir nicht sehr irren, so hatte der Herzog von Orleans errathen, was in ihr vorging und instinttmäßig ihren Gedanken darauf geantwortet durch einen Brief, den er an den französischen Gesandten Bresson richtete, in Wirklichkeit aber für die Prinzessin Helene bestimmt hatte. Er setzte in demselben mit einer unbegrenzten Offenheit alle Einwürfe auseinander, welche die Großherzogliche Familie von Mecklenburg in ihrer Fürsorge gegen ihre Verbindung aufbringen konnte. „Aus diesem Briefe, ließ die Prinzessin Helene sich aus, habe ich Kräfte geschöpft, um allen Schwierigkeiten, die ich vorauszusehen vermag, getrost entgegen zu gehen.“ Und damit war jedes Bedenken überwunden. Von der Zustimmung ihrer Mutter unterstützt, gab sie sich den schönen Hoffnungen hin, die ihr entgegen lachten und alle ihr Denken und Sinnen wandte sich dem Lande zu, das sie als zweites Vaterland annehmen wollte.

Am 5. April 1837 wurde der Ehekontrakt unterzeichnet und am 15. desselben Monats verließ die Braut des Herzogs von Orleans mit ihrer Mutter der Großherzogin, die sie selbst der Königin der Franzosen zuführen wollte, Ludwigslust. Mit frühestem Morgen füllten sich die Hallen, die Treppen des Schlosses mit alten Dienern oder Jugendgespielinneu der Prinzessin, die sie noch einmal zu sehen verlangten. Sie dankte ihnen für diesen Beweis von Liebe und als sie den Boden ganz mit Blumen bedeckt sah, da mischte sich zu ihren Thränen ein leises Lächeln der Freude. Blumensträuße, die befreundete Hände ihr zuwarfen, füllten

den Wagen und nur mit Mühe vermochte sie sich durch die Umstehenden Bahn zu brechen. Vier Zeilen von ihr auf eines der Fenster im Schlosse geschrieben, sagen uns, welche Empfindungen von Glück und Schmerz im Augenblicke der Abreise ihr das Herz bewegten:

„So lebe wohl, Du süßes Haus!

Ich zieh betrübt von Dir hinaus;

Und blüht mir fern das schönste Glück,

So denk' ich doch an Dich zurück!“

14. Mai 1837.

Auf ihrer ganzen Reise empfing sie überall Beweise der herzlichsten Zuneigung. Der Bauernstand wie der Adel des mecklenburger Landes schickten Deputationen an sie ab, um ihr ihre Glückwünsche darzubringen. Der König von Preußen bat es sich von den beiden fürstlichen Personen aus, in Potsdam einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Er empfing sie daselbst von seiner ganzen Familie und seinen Ministern umgeben. Als er beim Abschiede die junge Prinzessin, deren Loos er in gewisser Hinsicht mit bestimmt hatte, feierlichst segnete, vermochte er eine tiefe Rührung nicht zu unterdrücken.

Am 22. Mai traf die Gesandtschaft, welche der König zur Begleitung der Prinzessin bis Paris abgesandt hatte, in Fulda ein und wurde ihr vorgestellt. Der König hatte, um mit der Erinnerung an die Vermählung seines ältesten Sohnes einen allgemein verehrten Namen in Verbindung zu bringen, der alle Vorzüge und vortrefflichen Gaben, wie sie selbst nur einzeln selten einen Menschen zu Theil werden, in sich schloß, den Herzog von Broglie an die Spitze dieser Gesandtschaft gestellt. Die Prinzessin verstand die Auszeichnung, welche in dieser Wahl lag, gebührend zu würdigen und sprach dem Könige ihren Dank für dieselbe aus.

Am 25. Mai, es war ein prächtiger Frühlingstag, überschritten die beiden Fürstinnen endlich die französische

Grenze; sie zogen in das fremde Land unter einem Triumphbogen ein, der das Wort: „France“ in großen Buchstaben aus Blumen gebildet, trug. Wir wollen uns nicht bei alle den officiellen Empfangsfeierlichkeiten aufhalten, die der Ankunft der Prinzessin von Forbach bis Fontainebleau warteten, und die, besonders, was das Aeußerliche angeht, sich in allen Zeiten ziemlich ähnlich sehen. Den Eindruck, welchen die königliche Braut überall hervorbrachte, wollen wir jedoch etwas ausführlicher hervorheben. Wer möchte daran zweifeln, daß recht verschiedenartige Empfindungen ihr Herz theilten? In Briefen aus späterer Zeit hat sie bekannt, daß es nicht blos süße Hoffnungen waren, sondern auch einige trübe Vorgefühle sich in dieselben mischten; daß neben der aufrichtigen Liebe zu ihrem Adoptivlande ein wehmüthiger Rückblick auf ihr erstes Heimathsland sich nicht unterdrücken ließ. Aber stets verhüllte sie durch ihre höchst anmuthsvolle Würde was im Innersten ihres Herzens vorging. Man war wegen ihrer Jugend erstaunt, sie sich bei aller jungfräulichen Bescheidenheit doch mit der vollkommensten Ungezwungenheit einer für den Thron geborenen Fürstin benehmen zu sehen. Weder Exaltation noch Verzagtheit zogen mit einem Schlage die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Sie sagte Jedem nicht etwa was man ihr diktiert hatte, sondern was ihr der Augenblick empfinden ließ und ihr sicherer und feiner Tact führte sie so richtig, daß das, was sie empfand, aber auch das Trefsendste war.

In Metz besonders, wo sie die erste französische Garnisonstadt berührte, war die Wirkung dieses ganz ungezwungen auftretenden Tactes, dieser edlen Haltung, die von allem Stolge frei sich zeigte, noch ungleich größer. In Forbach hatte sie nur Landbewohner angetroffen; die freuherzigen Gesichter der elsassischen Dorfschultheißen, die sie herzlich bewillkomnten, waren wohl geeignet, die Prinzessin in etwas an ihre guten Mecklenburger und deren freundschaftliche Zutraulichkeit zu erinnern. In Metz dagegen war

sie schon ganz in Frankreich (?); sie war in eine Provinzialstadt gekommen, die stets für fremde Weisen und fremde Gestalten wenig übrig hatte und weit mehr zu kritisirendem Tadel, als zu Beifall sich verstand. Als sie die Stadt wieder verließ, war ihr diese müßige und neugierige Menge schon vollständig zugethan. Die Offiziere der Besatzung, welche ihr bald, nachdem sie den Wagen verlassen und sich kaum einige Augenblicke Ruhe gegönnt, vorgestellt worden waren, gestanden ein, daß sie dieser jungen Dame gegenüber sich fast verzagt gefühlt haben würden, hätte ihr kindliches und geziemendes Wohlwollen sie nicht schon bestochen gehabt.

Wirklich gefiel sie auch von allem Anfange durch den unaussprechlichen Zauber ihrer Physiognomie. Fesselte auch nicht gerade ein einzelner ihrer Züge die Aufmerksamkeit, so war doch die Harmonie und der Adel ihrer ganzen Erscheinung so groß, daß das Auge mit wirklich regem Interesse auf ihr ruhen blieb und nur schwer sich wieder von ihr abwandte. Ihr sanfter und zugleich durchdringender Blick schien bei denen, welche mit ihr sprachen, den Gedanken nachzuforschen. Ein feines und wohlwollendes Lächeln, eine bald strahlende, bald wieder liebevolle und bewegte Miene, waren der Spiegel ihrer Seele und gaben in voller Treue den Eindruck wieder, den jedes an sie gerichtete Wort hervorrief. Und obwohl man immer wieder durch ihre seltene Hoheit an ihren Rang, mit dem sie selbst sich indessen nicht aufhielt, erinnerte, so waltete doch unter den Gefühlen, die sie erweckte, das der Sympathie vor. In späterer Zeit, nachdem der Schmerz in aller denkbaren Weise ihr Herz zerrissen hatte, zog sich die außerordentliche Beweglichkeit ihrer Physiognomie hinter den Vorhang einer immer gleichbleibenden Traurigkeit und Sanftmuth zurück. Ihr noch ebenso lebhafter aber rührenderer Blick sprach um ein Wort an, das Hoffnung enthielt und gewährte. Der aufgeregte Zustand ihrer Seele endlich, über den nur ein so fester Wille wie der ihre Herr zu sein vermochte, ver-

rieth sich durch einen rascheren Gang, der aber darum nichts von seiner Grazie und Würde verlor.

Ihre Ankunft zu Fontainebleau führte eines von jenen schönen und überraschenden Schauspielen wieder vor Augen, von denen dieser Ort Zeuge gewesen ist. Es stellte sich da einer von jenen so selten gewordenen Augenblicken ein, wo das Land und seine Herrscherfamilie sich in denselben Gefühlen einig fühlten, wo das politische Interesse und das häusliche Glück der Familie Orleans in einander verschmolzen.

Die Vermählung des französischen Kronprinzen schien jede Besorgniß vor der Zukunft aus dem Wege zu räumen. Man glaubte mit vollen Segeln in ein Meer von Glückseligkeit hinauszusteuern.

Die Beweise von der Befriedigung des Publikums sprachen dafür, daß wirklich eine gehobene Stimmung vorhanden war und mit oft wiederholten: „Vive le roi!“ wurde der Wagen der Prinzessin empfangen. Der innere Hof war mit Truppen angefüllt; eine ungeheure Menschenmenge umstand die Gitter. Unten an der großen Treppe stand der König mit den Prinzen seinen Söhnen, die Ankunft erwartend; ihm zur Seite befand sich der Herzog von Orleans, der von Chalon, wo er am Tage zuvor die erste Zusammenkunft mit seiner Braut gehabt, wieder eingetroffen; auf dem Perron befand sich die Königin mit den Prinzessinen, ihrem Hofstaate und den zu den Vermählungsfeierlichkeiten eingeladenen Damen; hinter ihr endlich eine Gruppe von Männern, die allerbedeutendsten politischen Persönlichkeiten seit der Julirevolution, alle Personen umfasste, die sich durch ihr Talent auszeichneten oder durch ihre angesehene Stellung im Lande Bedeutung hatten.

Die junge Prinzessin verließ, von so unzählig vielen Blicken gefolgt den Wagen in einer vortrefflichen Haltung. Sie verbeugte sich vor dem Könige und küßte ihm mit zärtlicher Ehrerbietung die Hand; dann warf sie sich mit einer

so unverholenen und doch das rechte Maß nicht überschreitenden Erregung in die Arme der Königin, daß niemand bei diesem Anblicke kalt zu bleiben vermochte.

„Es war eine rührende Scene, schrieb man damals von Fontainebleau aus . . . Die junge Prinzessin hat ein wahrhaft königliches Ansehn, sie scheint über alles zu gebieten, was sie umgiebt; und doch liegt noch Jugendlichkeit, ja sogar Kindlichkeit in ihrem Blicke. Ihre Gestalt besitzt den erforderlichen Grad von Anmuth, um nicht hinter dem Zauber zurückzubleiben, den Geist und Gemüth über sie verbreiten: es ist eine Gestalt, die ihrer Seele als Werkzeug dient, ohne die Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch zu nehmen. Ihre Augen sind voll Intelligenz und voll Leben; man kann nicht leicht einer größeren Würde begegnen; ihre Miene verräth ein ungezwungenes Wesen, ohne die rechten Schranken zu überschreiten. Es ist eine originelle, kräftige und einfache Persönlichkeit, der alles in reichem Maße zugefallen und die immer ihrer selbst Herr ist . . . Mitten unter den reichen Schätzen ihrer Ausstattung, den Edelsteinen, den Spitzen und allen Herrlichkeiten, die das Herz nur traurig machen und leer lassen, scheint die Prinzessin nicht einen Augenblick außer Fassung zu kommen. Während der letzten Tage des Aufenthaltes in Fontainebleau dachte man mit nicht geringer Angst an die Ankunft in Paris und ein gewisser Schrecken schwebte über den Schauspielen und den eiteln Lustbarkeiten. Der Einzug ist sehr schön gewesen; es herrschte vollkommene Ordnung und eine große Begeisterung, große Ruhe und große Freude. Im Augenblicke, wo man die Tuilerien betrat, hat sie sich mit der Bewegung eines Kindes ganz gerade in ihrer Kalesche erhoben, um den Anblick nicht zu versäumen und sie hat damit einen unvergleichlichen Eindruck hervorgebracht. Welch' herrlicher Einzug in das Leben in einem Alter von zwanzig Jahren! Die Ruhe weicht nicht einen Augenblick von ihrem Gesichte und das läßt mich

glauben, daß Gott bei ihr tief im Herzen wohnt. Sie fesselt unsere Einbildungskraft wie jene Prinzessinnen in den Zaubermärchen, die ein guter Geist in einen glänzenden Palast versetzt.“

Wer sollte es nicht für einen Traum halten, wenn er seine Gedanken von diesen Festlichkeiten, von diesen Triumphbögen, von dieser jungen Prinzessin in vollem Schmucke, die überall mit Jubelgeschrei begrüßt wurde, hinweg nach jenem verhängnißvollen Gange von den Tuilerieen nach der Deputirtenkammer (24. September 1848) wendet? Sie allein ist dieselbe geblieben; es ist noch der nämliche Adel, die nämliche Selbstbeherrschung. Die Gefahr macht ebenso geringen Eindruck auf sie als die glänzenden Herrlichkeiten Fontainebleau's Aber es thut Noth, eiligt zu den glänzenden Tagen ihres Lebens zurückzukommen. Ihre Dauer war ja ohnedies so kurz.

Die der Vermählung der Herzogin von Orleans unmittelbar folgenden Jahre vereinigten in sich alle Freuden, die das irdische Leben zu bieten vermag: ein vollkommenes Glück in dem innigvertrauten Verhältnissen zur Familie, das glänzende Leben eines jungen Hofes, die aufrichtigen Huldigungen, welche man nicht ihrem Rang, sondern den außerordentlichen Eigenschaften zollte, mit denen man von Tag zu Tag bekannter wurde, alle Hoffnungen, die sich auf die damals noch wolkenlose Zukunft aufbauen ließen. Es fehlte der jungen Prinzessin nichts mehr. Sie war glücklich und fühlte dies auch mit der ganzen Fülle einer lebhaften und dabei nachdenklichen Seele.

„Heute,“ schreibt sie an eine Freundin aus ihrer Kindheit, vom 30. Mai 1838, dem ersten Jahrestage ihrer Vermählung, „ist mein Herz so glücklich und so dankbar wie nie zuvor. Es ist dies einer von den Tagen, die man bei jeder Wiederkehr mit neuen Gefühlen begrüßt. Welcher Unterschied mit dem vorigen Jahre! Alle meine Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen und andere neue führen mich der Zukunft zu. Eine tiefe und wahre Liebe, von der ich damals noch nicht die ersten Regungen kannte, hat unterdessen in meinem Herzen Wurzel geschlagen; meine

Stellung der Familie gegenüber eine sichere und dauernde Grundlage erhalten, und dem Lande gegenüber sich auf eine Hoffnung gegründet, deren Erfüllung bald zu erwarten steht. Das sind, glaube ich, Gründe genug, dankbar zu sein. Von einigen derselben haben wir wohl ein Vorgefühl haben können, aber sie haben Alles hinter sich zurückgelassen, was Ihr theures Herz und das meiner lieben Mutter erwarten durften, was mein eigenes Herz mir sagte. Es ist jetzt um zwei. Ich befand mich um diese Zeit gerade recht eifrig damit beschäftigt, die prächtige Ausstattung durchzumustern. Welche Last lag dabei auf mir! Seitdem bin ich aber, Gott sei Dank! gegen alle diesen Luxus ziemlich gleichgültig geworden und ich habe gelernt, das, was mich erblickte, als etwas Unvermeidliches anzusehen, dessen wahren Werth ich erst kennen lernen sollte.

„O, welche Erinnerung! Welcher Unterschied! Wir wollen mit einander dem lieben Gott danken, der mich mit seinen Wohlthaten überhäuft und meinem Leben ein so erhabenes, so schönes, so bedeutungsvolles Ziel gegeben hat. Es kommt mir vor, als wenn Gott mir zuviel Glück gewährt, und wiewohl ich recht gut fühle, daß es weit über das hinausgeht, was ich verdiene, so nehme ich es doch dankbar an und ich will es, soviel in meinen Kräften steht, genießen.“

Und welcher schöne Lobgesang eines freudigen Herzens ist nicht in den Worten enthalten, welche sie, als sich diese Hoffnung verwirklicht hatte, wenige Stunden nach der Geburt des Grafen von Paris niedergeschrieben! Es ist eine Vereinigung des höchsten Entzückens der Mutter mit dem erhabensten Gefühle, sich neue Pflichten gegen Frankreich aufgelegt zu sehen.

„Wie gnädig Gott ist!“ sagte sie; „Ihr Herz ist mit dem meinigen in Danksgungen laut geworden, es hat die ganze Größe meines Glückes empfunden; ja, Ihr Kind ist die allerglücklichste Mutter, und mein Herz ver-

mag fast nicht das ganze Glück zu fassen. Eine neue Welt thut sich vor mir auf: denn ich darf ein Kind lieben, darf durch die Zukunft dieses Kindes die Hoffnungen eines ganzen Volkes wahr machen. Es ist eine große, es ist eine schöne Aufgabe; möge Gott uns durch seine Weisheit erleuchten."

Das leidenschaftliche Interesse, das sie an Frankreich's Ruhm nahm, wuchs, wenn dies möglich, in dem Maße ihrer eigenen Freuden. Der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, die literarische Bewegung, Alles nahm sie jetzt noch mehr wie zuvor in Anspruch. Durch ihren Anschluß an den Kronprinzen in der zuvorkommenden und einsichtsvollen Aufnahme, welche jedes Talent und außerordentliche Befähigungen bei ihm fanden, traf sie bereits Anstalten zur Bildung des Zirkels, in dessen Mitte sie ihren Sohn aufwachsen zu sehen hoffte.

Besser als irgend Jemand verstand sie sich darauf, unter den verschiedenartigsten Meinungsnuancen die Zahl der Personen, welche der Königsfamilie persönlich ergeben waren, zu vermehren. Aber ihre durch Liebe bedingte Unterwürfigkeit unter die Meinung des Königs sagte ihr, wie sehr es zu vermeiden sei, den Partheien, die ohnedies immer geneigt sind, eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Staatsoberhaupt und seinem späteren Thronfolger anzunehmen, irgendwelchen Vorwand zu einer solchen Annahme zu geben. Mit dem gewissenhaftesten Zartgefühl suchte sie Alles von sich fern zu halten, was ihr besondere Aufmerksamkeit und besondere Huldigungen hätte ziehen können. Sie versagte sich den außerordentlichen Genuß, eine Gesellschaft nach ihrer eigenen Wahl um sich zu sehen, denn wer ihr nicht wohl wollte, hätte darin eine politische Coterie sehen können; und in Nichts unterschied sie ihre Lebensweise von der ihrer jungen Schwägerinnen. Einen Theil ihrer Vormittage brachte sie mit ihrer Gesellschaft im Zimmer der Königin zu, wo jede

Prinzessin einen Arbeitstisch hatte. Der König suchte sie sehr oft da auf und ließ sich im Familienkreise die bedeutendsten neuen literarischen Erscheinungen vorlesen. Abends nahm dann die Kronprinzessin wieder Platz bei der Königin und zog sich dieselbe zurück, so ging auch sie in ihre Zimmer und gab sich mit dem Prinzen, ihrem Gemahle, irgend einer Lektüre hin. Ihr lebhafter Geist belebte dieses Familienleben und nie versielen sie darauf, sich von der etwas langweiligen und gleichbleibenden Obliegenheiten des Empfangs bei Hofe durch kindische Vergnügungen eine Erholung zu verschaffen. Wirklicher Geschmack an den Künsten und wirkliches Verständniß derselben nahm sogar den Hoffesten ihren alltäglichen, gewöhnlichen Charakter. Bald wurden die bedeutendsten Künstler des Conservatoriums in die Tuilerieen beschieden, um die Werke der klassischen Tonkünstler zum Vortrage zu bringen; und es ist denselben noch recht wohl erinnerlich, mit welchem Vergnügen der König diese alten Melodien, die ihm schon aus seiner Jugendzeit bekannt waren, anhörte. Bald ließ der Herzog von Orleans in Chantilly, heutzutage öde und verlassen, den Glanz früherer schöner Zeiten wieder aufleben. Die Herzogin von Orleans trug zur Erhöhung des Glanzes durch ihre Jugendlichkeit und ihre Heiterkeit nicht wenig bei, aber schon damals befürchtete sie wie immer sich in den Strom des Glückes mit fortreißen zu lassen und beunruhigte sich, daß sie ein so glänzendes Leben führe. So ließ sie denn einmal am Tage vor einem Maskenballe, der im Pavillon Marfan stattfinden sollte, eine Freundin zu sich bescheiden, um sie zu bitten, ihr ganz aufrichtig zu sagen, ob sie es nicht für tadelnswerth halte, solchen zu sinnlichen, vielleicht sogar gefährlichen Lustbarkeiten Vorschub zu leisten. Mit einer liebenswürdigen Unbefangenhait verlangte und befürchtete sie eine Antwort.

Diese Einzelheiten, so unbedeutend sie an sich erscheinen mögen, stehen indessen doch mit dem innersten Leben der Herzogin von Orleans in innigster Beziehung. Im-

mer hat sie sich einem solchen prüfenden Blicke unterworfen und oft gerade dann, wenn sie von der augenblicklichen Aufregung ganz aufgegangen zu sein schien. Sie betheiligte sich an Allem im Leben; aber derselbe Aufschwung, der sie dem irdischen Genüssen zutrug, führte sie auch jedesmal über dieselben hinaus und ließ ihren Geist sich bei dem wieder sammeln, was des Himmels ist. So ergoß sich ihr Herz in Danksagungen und Gebet, als sie einen Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr warf: „Dieses Jahr ist denn nun bald zu Ende,“ schreibt sie am 31. December 1840; „es war reich an Gottes Segen. Gebe Er uns recht dankbare und treuergebene Herzen! Stärke er uns in seiner Weisheit, um unseren Feinden und Widersachern, die die Welt und unser eigenes Herz uns bereiten, zu widerstehen! Möchten wir diesem gnädigen und barmherzigen Gotte durch unsere Worte, unsre Handlung, unser ganzes Leben dienen! Sei Er mit allen Denen, die wir lieben; möge er sie zu sich ziehen, sie beschützen und sie segnen! Ach! wie viele Wünsche werden im Herzen laut; jedes Jahr nimmt ihre Zahl zu! Es ist dies eine recht feierliche Stunde, in der man nur an Gott und an seine Lieben denken kann!“

Im Monat Mai 1839 fand die Taufe des Grafen von Paris statt. „Der Frühling hat sich in seiner ganzen Pracht eingestellt,“ schreibt die Herzogin von Orleans; „er wird der schönste Schmuck der Feste sein, die unserer erwarten. . . . Die Stunden, welche wir nächsten Sonntag, 2. Mai, in Notre-Dame zubringen, werden Stunden tiefer Empfindung, des Gebetes und der Hoffnung sein. Lieb wäre es mir, blieben diese Empfindungen von aller Befangenheit und Unruhe frei. So aber quält mich die Befürchtung, mein Kind möchte in diesem feierlichen Augenblicke unruhig, furchtsam, vielleicht sogar eigensinnig sein, nicht wenig. Lesen Sie, ich bitte Sie darum, das nach, was Fenelon über die Taufe sagt; es sind prächtige und lehrreiche Worte.“

Und am Tage nachher, den 3. Mai, schreibt sie: „Man kann sich nichts Schöneres, nichts Feierlicheres denken, als die gestrige Festlichkeit; nichts Ergreifenderes und Unschuldigeres als meinen kleinen Engel, wie er zum Altare gebracht wurde; nichts war in diesem Augenblicke tiefer bewegt gewesen, als mein armes Mutterherz. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaubte in den Augen aller Anwesenden einen Blick inniger Liebe zu diesem Kinde wahrgenommen zu haben. Nein, es war keine Schmeichelei, es war nur Wahrheit. Die Gebete bei der Tauffhandlung sind schön; ich bin ihnen während der ganzen Zeit aufmerksam gefolgt und ich habe den Genuß gehabt, daß sie meinen Gefühlen ganz entsprachen.“

Die Geburt eines zweiten Sohnes, des Herzogs von Chartres (9. Mai 1840), setzte dem Glücke der königlichen Familie die Krone auf. Ein neuer Himmel wölbte sich für die Herzogin von Orleans; das Herz ging ihr vor Freude über, aber ein ernster trüber Gedanke schwebte stets über ihren natürlichsten und unschuldigsten Freuden. So wenig sie gegen einfache Genüsse gleichgültig war, so wenig gab sie sich ihnen hin, ohne daß dieselben in ihr nicht eine reiche Welt der edelsten Gefühle erweckt hätten.

Bruchstücke von einigen Briefen aus dieser Zeit gestatten uns, den Schleier zu lüften, der den Augen dieser Welt diese unschuldige und für Alles Erhabene erglühende Seele verhüllte.

„Sie wissen,“ schreibt sie, „welchen großen Einfluß die Natur zu jeder Zeit auf mich gehabt hat. Ich finde, daß wir uns ihr nicht genug hingeben können, denn sie ist eine Seite der herrlichsten Offenbarungen, durch die Gott zu unserm Herzen spricht. Ich halte es für empfehlenswerth, schon bei den Kindern den Geschmack an ihr zu erwecken und zu befördern; denn die Bewunderung der Natur führt sie zur Liebe zu ihrem Schöpfer. Sie werden mir daher wohl auch glauben, daß ich keinen schönen

Sonnenuntergang, keine mondhelle Nacht vorübergehen lasse, ohne meinen lieben Kleinen darauf aufmerksam zu machen, ohne ihm von dem etwas zu sagen, der diese Wunder erschaffen. Das Gefühl für das Schöne muß in diesen zarten Seelen unter jeglicher Form zur Ausbildung kommen.

„Gestern habe ich mich recht stark gemacht, um mich von Robert (Herzog von Chartres) zu trennen und ihn in sein neues Zimmer neben (dem Grafen von) Paris einzuweisen. Es war eine Art Triumphzug, aber er beengte mir das Herz gewaltig. Paris lief fröhlich voran, ich folgte ihm mit seinem Brüderchen auf den Armen, dann kam meine Mutter (die Königin) und nach dieser alle übrigen Frauen. Mir ward zuerst das Glück zu Theil, das arme Kind einzuschläfern. Ich habe ihn Madame G recht sehr ans Herz gelegt; sie hat die Oberaufsicht über dieses ganze innere Hauswesen und ich bin hinweggegangen, um Paris seine Suppe zu geben; er war dabei so artig wie ein Engel. Es war dies ein Abend, wie ich sie gern habe; sie lassen im Grunde des Herzens uns so ruhig. Freilich sind sie jetzt sehr selten, denn ich genüge soviel als möglich den zahlreichen Anforderungen des Gesellschaftslebens.

„Die kindliche Seele geht viel leichter auf, wenn wir mit ihnen allein sind. Ich suche soviel als nur immer möglich mit meinem Söhnchen allein zu sein. Heute habe ich ihn wieder von Neuilly mit zurückgebracht; er schlief in meinen Armen ein; ich legte ihn auf sein Bett schlafen und habe ihm tausend kleine Liebesdienste erwiesen. Sie hätten sehen sollen, wie zärtlich er gegen mich war, wie er mich liebte! O, eine Mutter aus dem Bürgerstande ist doch recht glücklich!“

Ein anderes Mal, bei der Rückkehr des Herzogs von Orleans von seiner letzten Reise nach Afrika, schreibt sie:

(Juni 1840) „Da ist denn mein Beschützer, mein Freund, mein Leben in mein kleines häusliches Paradies wieder zurückgekommen Seine Abwesenheit scheint mir ein langer Traum zu sein. Dieser gestrige Tag war schön, ich wußte ihn nur dem Geburtstage von Paris zu vergleichen. Mein Herz war von Dank erfüllt und schlug laut vor Freude. Es kamen Besuche dazwischen, dann aber waren wir einige Minuten für uns allein. Der Kleine war in meinem Schlafzimmer, dessen Thüre verschlossen. Die Thüre ging auf, und er kam, etwas schüchtern, herein; doch gab er seinem Vater, der ihn größer geworden fand, die Hand. Die Familie ging weg und so dinirten wir allein. Der Kleine spielte singend, lachend und das Herz seines Vaters, der es sich nicht merken lassen wollte, entzückend, um uns herum. Es war ein schöner, lieber Abend, von herzerquickendem Gespräche gewürzt.“

Der ruhige Verlauf dieser häuslichen Freuden wurde durch eines jener verbrecherischen Ereignisse unterbrochen, die während der achtzehnjährigen Dauer der Juliregierung Frankreich fortwährend auf schmerzliche Weise fühlbar machten, welchen Werth das Leben des Königs in diesem Lande hatte.

„Die Vorsehung hat uns noch einmal auf recht fühlbare Weise beschützt,“ schreibt sie, nach einem solchen Attentat; „der König, die Königin, meine Tante und alle die, welche mit ihnen waren, sind unverfehrt geblieben und zum achten Male ist ihnen gezeigt worden, daß alle diese Mordversuche gegen das theuere Leben des Königs von einer höheren Hand vereitelt werden. Der Gedanke an Gottes Güte, die uns schützte, hat im ersten Augenblicke den Abscheu nicht aufkommen lassen, den ein solches Verbrechen hervorrufen muß. Mein Herz war ganz erfüllt von der Gnade Gottes. Ich wußte den nicht genug zu loben und zu preisen, der uns vor einem so schrecklichen Unglücke bewahrt hat.“

Wir haben uns sogleich nach St. Cloud auf den Weg gemacht, um uns mit der Familie zusammen zu finden. Als ich da den König wieder sah und ihn von ganzem Herzen umarmte, habe ich erst recht empfunden, wie gut Gott gegen uns gewesen ist, daß er ihn uns bewahrt hat. Wir haben einem Te Deum in der Schloßkapelle beigewohnt und ich habe, wie Sie auch begreifen werden, mich demselben mit ganzem Herzen angeschlossen.“ Ein anderes Mal, wo ihr von einem ähnlichen Ereignisse Nachricht gegeben worden, kam sie ganz bestürzt in das Zimmer, wo der Graf von Paris seine Stunden nahm und sagte: „Wirf Dich auf die Kniee und danke mit mir den lieben Gott.“

War die Erschütterung vorüber, welche derartige Gemüthsbewegungen zur Folge hatten, so blieb bei ihr ein um so lebendigeres Gefühl von der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge, eine Art von Grauen, das sie warnte, ihrem hohen Glücke wegen seines Unbestandes zu trauen. Ein von Dreux aus geschriebener Brief vom 7. Juli 1841 spricht sich auf höchst rührende Weise über die fast abergläubische Unruhe und Furcht aus, welche sie bisweilen durchzuckte.

„Ich habe hier zum ersten Male das Grab meiner armen Schwägerin gesehen.... Hier auch habe ich die Grabgewölbe gesehen, die uns Alle einst vereinigen sollen, wo viele Thränen werden fließen müssen und die meinigen vielleicht früher ankommen als mein Leib. Alle diese Gedanken, geben sie mir auch eine sehr ernste Stimmung, haben mich doch veranlaßt, mich von Neuem ganz und mit unbegrenztem Vertrauen in die Hände des Herrn zu geben.“

Dieses Jahr, 1845, ging indessen noch in der Fülle irdischen Glückes zu Ende und Alles zeigte sich in so günstigem Lichte, daß noch auf viele andere ebenso glückliche Jahre zu rechnen war. Der Herzog von Orleans, der nach seiner Rückkehr aus Afrika einige Monate krank ge-

weisen, war wieder vollständig hergestellt. Er unternahm mit seiner Gemahlin eine Reise in das südliche Frankreich und der Enthusiasmus, mit dem sie daselbst überall empfangen wurden, bezeugte, daß seine Beliebtheit im Zunehmen begriffen war. Der König übertrug ihm, da seine Tüchtigkeit ihn hoch erfreute, einen immer größeren Antheil an den Staatsgeschäften und stärkte dadurch das Vertrauen Aller in die Zukunft in gleichem Maße.

„Der Prinz,“ schrieb die Herzogin von Orleans, „sieht mit jedem Tage die Zahl seiner Beschäftigung zunehmen; ich bin recht froh darüber, obgleich wir dadurch oft von einander getrennt sind; ich sage, froh darüber, denn ich bin sehr ehrgeizig, wenn es ihn betrifft, und wenn ich sehe, wie ihm Alles, was er unternimmt, glückt; wenn ich sehe, wie das Vertrauen in die Weisheit seiner Ansichten mit jedem Tage zunimmt und der König ihm in Angelegenheiten, welche ihm am meisten am Herzen liegen, überträgt; so bin ich stolz darauf, und das Gefühl ersetzt mir oft ihn selbst.“

IV.

Eine Unruhe jedoch trat zu so vielen glücklichen Aus-
sichten. Die Gesundheit der Herzogin von Orleans, die
zu pflegen sie sich nie die Zeit nahm, machte die Aerzte
bedenklich. Sie drangen in sie, sich nach Plombieres ins
Bad zu begeben; aber es war nicht so leicht, sie zu diesem
Entschlusse zu vermögen. Es ward ihr schwer, ihre Kinder
in einer Jahreszeit zu verlassen, wo sie dieselben in grö-
ßerer Freiheit genießen konnte in der angenehmen Stille
Neuilly's, wo das Familienleben seltener von den Anfor-
derungen der großen Welt unterbrochen wurde.

„Wenn Sie wüßten,“ schrieb sie einige Tage vor ihrer
Abreise, „wie ich auf dem Lande den Sommer, das schöne
Wetter und weit mehr noch die Kinder genieße, die so
frisch, so blühend wie Rosen, so artig sind und ihre Tage
auf dem Rasen mit Spielen zubringen! Sie sehen wie
Blümchen aus zwischen dem Grase, aus dem sie hervorsehen!“

Gleichwohl gab sie den Bitten der Ihrigen nach. Aber
als wenn sie sich zu noch unbekannten Prüfungen hätte
stärken wollen, fühlte sie vor ihrem Weggange nach Plom-
bieres das Bedürfniß, sich durch den Beistand der Reli-
gion, auf den sie sich mit noch größerer Innigkeit als sonst

vorbereitete, zu kräftigen. Am 3. Juli verließ sie mit dem Herzoge von Orleans ihr glückliches Neuilly. Erlaubten ihm auch die gerade damals stattfindenden Manoeuvren zu St. Omer nur einen vierundzwanzigstündigen Aufenthalt zu Plombières, so war doch der Herzog dabei geblieben, sie selbst dahin zu bringen. Als Begleitung folgten ihnen der General Baudrand, Herr von Montguyon und Frau von Montesquiou, Ehrendame der Herzogin. Beim Ueberschreiten des äußeren Boulevards, kam man an einem Friedhofe vorbei, an dessen Eingänge kleine Buden mit Todtenkränzen und anderen Gegenständen zur Ausschmückung der Gräber aufgestellt waren. „Ich verabscheue diese Handelsleute, die den Schmerz als Handelsartikel ausbeuten,“ sagte der Herzog; „sieh“ fuhr er fort und ließ dabei seine Augen über die verschiedenen Inschriften hinwegschweifen, „wie sie für Alles gesorgt haben; da Kränze für ein junges Mädchen, dort für ein Kind von zartem Alter.“ Diese Worte machten die Herzogin, deren Gedanken wohl in diesem Augenblicke ihre abwesenden Kinder suchten, sehr bewegt; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der Prinz lächelte, nahm sie bei den Händen und entgegnete ihr: „Ei nein! nein, das kann nicht für ein kleines Kind sein, es ist vielleicht für einen Mann von zweiunddreißig Jahren.“ Sie richtete den Kopf in die Höhe, sah ihn an und bat ihn, mit dem Ausdrucke eines liebevollen Vorwurfes, den Eindruck eines traurigen Bildes nicht durch ein anderes noch viel trüberes vertreiben zu wollen. Bald genug war es ihm gelungen, sie auf andere Gedanken zu bringen und in voller Heiterkeit erreichte man das Ziel dieser letzten, gemeinschaftlichen Reise.

„Ich bin so glücklich,“ sagte sie eines Abends, „daß es mich auch nicht im Geringsten verlangt, zu genesen. Wenn ich nicht diese Prüfung zu tragen hätte, seufzte ich vielleicht unter einer anderen noch viel schmerzlicheren; denn von allen Leiden sind die des Körpers noch die erträglichsten.“

Ich gehe daher auch nur nach Plombieres, weil meine Familie es wünscht."

Der Herzog von Orleans hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, seiner Gemahlin die ermüdenden offiziellen Empfangsfeierlichkeiten erspart zu sehen. Gleichwohl wurden sie im Departemente der Vogesen mit großem Jubel empfangen. Ueberall hatte man für sie Triumphbogen erbaut, und ihren Wagen sahen sie von einer frohen und eifrigen Volksmenge umringt. Sie kamen am 5. Juli in Plombieres an. Der Herzog benutzte den folgenden Tag zur Besichtigung der Einrichtung der Prinzessin und bestimmete sich mit der eingehendsten Fürsorge um Alles, was den Aufenthalt seiner Gemahlin angenehm machen konnte. Wiederholt empfahl er sie denen an, die er als Begleitung bei ihr zurückließ, indem er sie dabei aufmerksam machte, daß die Herzogin nie ihre Gesundheit zu pflegen gewußt und daß sie immer geneigt gewesen, ihre Kräfte wieder übermäßig anzustrengen, sobald sie die Rückkehr derselben verspürt habe.

Gegen Abend durchstreifte der Herzog mit der Herzogin das anmuthige Thal St. Loup. Er sah sie einige Bergblümchen abbrechen und so fiel es ihm ein, ihr einen Strauß von wilden Stabiosen zu pflücken und zu bringen. An jenem Tage beobachtete man diese Blumen übler Vorbedeutung nicht weiter, aber später gedachten die, welche es hatten pflücken sehen, wieder dieses Witwenbouquets.

Am 7. Juli reiste der Prinz am frühen Morgen wieder ab. „Glücklicher Weise wird unsere Trennung nicht von großer Dauer sein,“ sagte die arme Fürstin mit tiefer Bewegung; „aber die ersten Augenblicke sind doch schwer zu ertragen.“

Donnerstag, den 14. Juli, ein schöner Sommertag, fühlte die Herzogin von Orleans, daß ihr die Kräfte wieder kamen. Sie schlug daher einen Spaziergang nach dem Thale von Gerarme vor, wo seit mehreren Generationen

eine musikalische Bauernfamilie wohnt, die noch mit großem Stolze ein Piano zeigte, welches von ihrem Großvater gemacht worden war. Die Prinzessin wollte es sehen und ruhte längere Zeit in dieser Bauernhütte aus, wo ein junger Schäfer auf einer schlechten Guitarre alle möglichen Weisen vorspielte. Voll heiterer Laune versuchte sie nach ihm dieselben auch zu spielen, was der armen Familie große Freude machte. Erst spät kehrte man nach Plombieres zurück. Die Prinzessin sollte einige Personen zum Diner empfangen. Ganz aufgemuntert durch ihre Promenade, die Hand voller Blumen (man fand sie am folgenden Tage und hob sie auf) eilte sie hinauf in ihr Zimmer und begab sich an ihre Toilette. Auch Frau von Montesquieu hatte kaum angefangen, sich anzukleiden, als ein Diener ihr meldete, daß der General Baudrand sie bitten lasse, hinab zu ihm zu kommen. Dieses Verlangen befremdete sie etwas und sie ließ es sich deshalb erst noch einmal wiederholen: „Madame, er bittet Sie, gleich zu ihm zu kommen. — Aber, mein Gott, Monnier, Sie sehen ja ganz verstört aus. — Madame, gehen Sie gleich hinunter, ich beschwöre Sie. — Mein Gott, was ist denn geschehen? Ist denn der König ermordet? — Madame, Sie können Alles voraussetzen; aber bleiben Sie nicht so noch hier bei der Prinzessin, gehen Sie ohne Geräusch hinunter. —“

Sie ging hinab zum General und fand ihn mit einem Briefe in der Hand, unfähig zu sprechen oder auch nur von seinem Stuhle aufzustehen. Er reichte ihr den verhängnißvollen Brief hin, der nur die Worte enthielt: „Der Kronprinz ist todt.“ War der Herzog von Orleans ermordet worden? war er bei Unterdrückung eines Aufstandes umgekommen? Hatte ihn eine plötzliche Krankheit weggerafft? Diese vier Worte theilten nur das unerseßliche Unglück mit, und man mußte es der Herzogin ohne Vorbereitung, ohne ihrem Schmerze eine Linderung bieten zu können, ankündigen. Die Zeit drängte; der Kammerdiener bemerkte, die Uhr in der Hand: „Es ist mir noch

eine Viertelstunde Zeit bis zum Diner; es weiß hier noch Niemand etwas von der Nachricht und so ist es möglich, sie der Prinzessin noch vorzuenthalten.“ Aber dieser Vorschlag wurde nicht angenommen; man ließ den Präsekten und den Arzt rufen. Letzterer verlangte durchaus, man solle ihr vorerst nur von einer schweren Krankheit sprechen. „Ihr Leben steht dabei auf dem Spiele,“ fügte er hinzu; „und Sie sind dafür verantwortlich.“ Endlich ward man eins, daß der Präsekt selbst eine durch den Telegraph übermachte Depesche, wie man zu sagen für gut fand, anfertigte, die wissen ließ, der Kronprinz sei in Paris gefährlich erkrankt. Es war keine Zeit mehr zum Ueberlegen; in einigen Augenblicken mußte die Herzogin aus ihrem Zimmer heraustreten.

Gott um Kraft ansehend, da sie alle innere Kraft verlassen hatte, stieg Frau von Montesquion die Treppe hinauf, welche nach dem Zimmer der Herzogin führte und nur durch einen Gang und eine Glasthüre von demselben getrennt war. Vor dieser Thüre angekommen, stand sie einen Augenblick stille. Durch den leichten Vorhang vor den Fenstern hindurch sah sie die Prinzessin eben mit ihrer Toilette fertig werden, und jetzt in geschmackvollem Anzuge und mit fröhlicher Miene auf sie zukommen, die Thüre öffnen. Starr gegen die Wand gelehnt, fühlte Frau von Montesquion, daß ihr der Muth fehlte, die Worte über die Lippen zu bringen, welche ein so reiches Glück vernichten sollten. „Wie! Sie sind noch nicht in Toilette? sagte die Herzogin in munterem Tone. „Aber was ist Ihnen denn?“ setzte sie gleich hinzu und trat näher zu ihr. „Sie sind ja gar bleich; was ist Ihnen denn geschehen? Hat Sie ein Unglück in Ihrer Familie betroffen? Sind Ihre Kinder, Ihr Gemahl krank?“ Frau von Montesquion drückte ihr stumm die Hände. Dieses anhaltende Schweigen ließ die Herzogin noch nichts ahnen. . . . „Nein, Madame,“ versetzte endlich Frau von Montesquion, „mich hat kein Unglück betroffen, aber ich bin nichtsdestoweniger höchst

unglücklich. Ich soll Eurer Königlichcn Hoheit eine“ Bei diesen Worten wankte die Herzogin zurück. „Großer Gott! Was ist geschehen? meine Kinder? der König?“ — Ach! Madame, der Kronprinz ist schwer erkrankt. — „O, mein Gott! er ist todt, das ist gewiß; sagen Sie mir es nur“ Sie fiel auf die Kniee und stieß einen lauten Schrei aus. . . . „Mein Gott! erbarme Dich meiner! Lasse ihn nicht sterben, Du weißt es, daß ich dieß nicht überleben würde.“ Nachdem sie einige Augenblicke mit Beten zugebracht, verlangte sie die Depesche zu sehen und überlas dieselbe mehrere Male. „Das ist nicht die gewöhnliche Form der telegraphischen Depeschen“ ließ sie ein bei ihr aufsteigender Zweifel sagen; dem Präfecten gelang es, denselben zu beseitigen. Ein Thränenstrom folgte. Darauf erhob sie sich mit Standhaftigkeit und sagte: „Ich will sofort abreisen, vielleicht komme ich noch zeitig genug an, um ihn noch pflegen zu können.“ Die Befehle dazu wurden auch gleich ertheilt. In einzelnen Augenblicken flackerte die Hoffnung wieder in ihr auf. „Vielleicht finde ich ihn schon wieder auf dem Wege zur vollständigen Besserung; aber dann wird man mit mir zürnen, daß ich Plombieres verlassen; doch wie glücklich will ich sein, daß man mit mir zürnt.“ Danach erfolgte ein Umschlag, bei dem die Furcht die Oberhand behielt: „Und doch ist er so besorgt, mich nicht zu beruhigen, er muß also jedenfalls sehr krank sein, da er mir es hat wissen lassen.“ Und ihre Thränen flossen aufs Neue.

Acht Uhr Abends verließ der traurige Reisewagen Plombieres. Eine aufrichtig schmerzerfüllte Menge umgab ihn; Alle senkten und reichten der Herzogin die Hand, die jedem Einzelnen in der ergreifendsten Weise Lebewohl sagte. Sie mußte wieder unter diesen Blumengewinden hinausfahren, mit denen die Straßen noch von ihrem Einzuge her geschmückt waren. Die Prinzessin beietete und weinte im Stillen, ohne daß Jemand gewagt hätte, ein Wort an sie zu

richten. Um Mitternacht kam man in Epinal an. Frau von Montesquieu hielt sich mit Furcht und Zittern, es möchte eine Demonstration des Publikums die Prinzessin ihr Unglück wissen lassen, am Wagenfenster; aber das Volk, das die Straßen belebte, verhielt sich ganz schweigsam. In der Dunkelheit der Nacht bemerkte sie der kommandirende General, der sich dem Wagenschlage näherte; sie wagte nicht, ihn etwas zu fragen und sagte ihm nur ganz leise: „Wir gehen nach Paris zurück.“ Er erwiderte nichts darauf und sie erkannte aus dem ernstesten Ausdrucke seines Gesichtes, daß er eben so viel, vielleicht noch mehr als sie selbst wußte. Die Reise ging weiter. Gegen 1 Uhr meldete der Vorreiter, daß ein Wagen von Paris auf sie zukomme. „Deffnen Sie, öffnen Sie!“ rief die Prinzessin. Man ließ sie aber nicht aussteigen. In demselben Augenblicke jedoch sah sie zwei Herren auf sich zukommen, und erkannte in dem einen den Dr. Chomel, Leibarzt der königl. Familie. Bei seinem Anblicke stieß die Herzogin einen durchdringenden Schrei aus. „Herr Chomel! ach, mein Gott! der Prinz. . . .“ — „Madame, der Prinz ist nicht mehr. — „Was sagen Sie? Nein, nein, das ist nicht möglich! Welche Krankheit hat ihn so wegraffen können? Reden Sie, tödten Sie mich vollends.“ — Madame, eine beispiellose Katastrophe, ein Sturz aus dem Wagen. Er hat das Bewußtsein nicht wieder erlangt; einige deutsche Worte, die er von Zeit zu Zeit hervorbrachte, waren sein einziges Lebenszeichen; ohne Zweifel waren es Worte der Erinnerung an Eure Königl. Hoheit. — „Nein, es ist nicht möglich, begann sie von Neuem; ich glaube es nicht!“ Das Schluchzen erstickte dann ihre Worte. Sie wandte sich wieder an Frau von Montesquieu: „Aber welche Bewandniß hat es denn mit der Krankheit, von der Sie mir gesagt? . . .“ — Sie sollte Eure K. Hoheit vorbereiten. — „Wie! Sie wußten um den Tod. . . . O, welchen Muth haben Sie gehabt!“ setzte sie mit jener Freiheit des Herzens hinzu, die sie nie verlassen konnte.

Auf solche Weise verweilte sie beinahe eine Stunde auf der Landstraße, in tiefster Dunkelheit und im Wagen schluchzend, während ihr Gefolge, welche auf den Tritten saßen bei offenen Wagenthüren, sich vergeblich bemühten, ihrem eigenen Schmerze zu gebieten. Er wurde, ohne daß sie es wollten, laut, und die Ausbrüche desselben störten allein die Stille der Nacht.

Als die Morgenröthe erschien, klagte sie: „O, welcher Tag bricht für mich an!“ Dem General Vandrand, den sie bei der Hand nahm, sagte sie: „O, mein theurer General, Sie werden meinen Schmerz mehr als ein anderer verstehen, Sie kannten seinen Werth, Sie, weil Sie sein Führer in seinen ersten Lebensjahren gewesen, weil Sie ihn so liebten! O, ich habe Alles verloren! und auch Frankreich hat den verloren, den es fast vergötterte, den, der es so richtig verstand. Aber Sie wissen doch nicht in gleichem Grade, wie ich, wie gut er war; welche Geduld, welche Sanftmuth bewies er mir; welche trefflichen Rathschläge hat er mir ertheilt! Nein, nein, ich kann nicht ohne ihn leben“ Man versuchte das Gespräch auf ihre Kinder zu bringen: „Ach! meine armen Kinder!“ gab sie zur Antwort. In diesem ersten Augenblicke, habe ich nur Herz und Schmerz für ihn; er hatte ja mein ganzes Herz.“

Um 4 Uhr Morgens erreichten sie ihre Schwägerinnen, die ihr entgegengekommen waren. Sie warfen sich sprachlos in ihre Arme und nahmen dann an ihrer Seite im Wagen Platz. Von jetzt schien sie nur dem einen Gedanken hingegeben: noch einmal in die Züge dessen sich zu vertiefen, den sie lebend nicht mehr wiedersehen sollte. Nur wenige Minuten Aufenthalt gestattete man sich in den Dörfern, die nicht zu stark bewohnt waren, um etwas auszurufen.

Nach zwei schrecklichen Nächten kam man am 16. Juli früh 9 Uhr in Neuilly an. Der König hatte seine ganze Hofdienerschaft entfernt und erwartete die Herzogin mit

seiner Familie und den jungen Prinzen, ihren Söhnen, die den Abend zuvor vom Schlosse Eu herbeigekommen waren. Man zog sie in einen Salon, aus dem von Zeit zu Zeit einige abgebrochene Worte sich hören ließen: „O, meine theure Helene, sagte der König, das größte Unglück beugt meine alten Tage nieder. — Meine theure Tochter,“ ließ sich die Königin mit ihrer sanften Autorität vernehmen, „leben Sie für uns, leben Sie für Ihre Kinder.“

Nach Verlauf einiger Minuten verließ die Herzogin von Orleans den Salon; der König und der Herzog von Nemours unterstützten sie beim Gehen. Die Königin folgte ihr unter Thränen mit ihren Kindern. Sie nahm ihren Weg nach der Kapelle, wo der Leichnam des Kronprinzen aufgestellt war. Der Sarg, der schon wieder geschlossen, nahm die Mitte der schwarzausgeschlagenen Kapelle ein. Sie kniete bei demselben nieder und heftete den Blick auf die große schwarze Sammetdecke, die den Todten verhüllte. Nach einem kurzen Gebete stand sie gestärkt auf und begab sich in ihr Zimmer, um die Witwenkleider anzulegen, die sie nie wieder von sich gelegt hat.

Wer sie damals gesehen hat, ist von der Leblosigkeit und Bleiche ihres Gesichtes erschrocken. Das Leben schien aus ihr gewichen zu sein und lange Zeit brachte sie in einem der Betäubung nahen Zustande zu, der für ihre schwache Gesundheit nicht geringe Besorgniß einflößte.

V.

Alle diese gebrochenen Herzen hielt indessen ein und derselbe Muth, den sie in der Religion fanden, aufrecht. „Ja, der Herr, der uns züchtigt,“ schrieb sie fünf Monate nach diesem verhängnißvollen Vorfalle, „ist doch ein Vater der Liebe. Davon bin ich unerschütterlich überzeugt, erfahre ich auch seine göttliche Güte und seinen göttlichen Trost nicht an mir. Ich bin in meiner Prüfung bei dem Punkte angelangt, der einen blinden Glauben erfordert. In einzelnen Augenblicken werde ich inne, daß er recht stark in mir ist und dann kehrt Liebe und Hoffnung als ein Strahl von oben bei mir ein. Aber danach empfinde ich auch zuweilen wieder die ganze Erbärmlichkeit unseres Wesens und es wird mir unmöglich, mich zu Gott zu erheben. Welche Geduld muß Gott mit uns haben! Und wir sollten keine haben, um die Last zu tragen, die er uns auferlegt hat?“

Ein anderer Brief vom 14. Juli desselben Jahres enthält die Stelle: „Das Datum dieses Briefes wird Ihnen deutlich genug sagen, was mein Herz beim Niederschreiben dieser Worte leidet. Aber möge darum Ihr Herz sich nicht quälen, und Ihre Liebe zu mir nicht Ursache werden, daß auch Sie zu leiden haben.“

„Danken Sie dem lieben Gott für mich; seine Hülfe ist in mir mächtig gewesen; ich habe seinen Frieden, seine

Nähe empfunden; er hat mich durch den süßen Trost eines ewigen Lebens erquickt, und meine Seele, die, als ich hier ankam, abgestorben und verdorrt war wie eine Wüste, hat ihre Kraft wieder gewonnen, ist wieder aufgerichtet und dankerfüllt gegen diesen barmherzigen Gott, der selbst aus dem Grabe so süßen Trost emporblühen läßt. Mein Gebet ist erhört. Ich rief zu Gott, als ich hierher kam: Herr, laß mich nicht ermatten; entreiße meine Seele der Verzweiflung, in der sie sich kaum noch befand, wo, allein vor diesem Grabe, ich nur die Nichtigkeit des Lebens vor mir sah, wo ein Schleier meinen Augen den Blick in die Ewigkeit verhüllte. Gott hat sich meiner erbarmt; er hat mir die Gnade gewährt, Thränen der Erquickung, ich möchte fast sagen, Thränen der Freude vergießen zu dürfen. Mein Herz war von dieser Aussicht auf eine ewige Glückseligkeit ganz erfüllt; es war mir, als wenn ich dieser Welt meinem Schmerze bereits entrückt wäre; es war mir, als ob ich mit dieser heißgeliebten Seele verkehre und wenigstens zum Theil jene Glückseligkeit mit genieße, in der sie fortlebt. Frieden, Freuden, Licht, Erbarmen, Lob und Preis gegen diesen tausendfach barmherzigen Gott, das waren die Saiten, die in meinem Herzen ertörten. Dank ihm, dem guten Gott, der, vom Tode umfassen, die Wohlthaten seiner Liebe mich hat empfinden lassen. Die vorhergehenden Tage sind für mich fürchterlich gewesen und deshalb habe ich Ihnen auch nicht geschrieben. Am 6. war es ein Jahr, das ich den letzten, schönen Tag meines Lebens genossen, am 7. der Jahrestag seiner Abreise von Plombières; am 10. habe ich durch Thränen und Gebete die Kapelle eingeweiht, welche an dem Orte, der mich unglücklich gemacht, erbaut worden ist *); am 11. ist sie feierlich

*) Die Kapelle St. Ferdinand, die an dem Orte selbst erbaut worden ist, wo der Herzog von Orleans stürzte, wurde am 11. Juli 1843 eingeweiht. Sie befindet sich links von Ark de l'Etoile.

eingeweiht worden; am 12. endlich sind wir nach Dreux gepilgert; ich habe den Tod tausendfach erduldet und ich befand mich in einem schrecklich niedergeschlagenen Zustande, bis ich im Grabgewölbe den Herrn wieder auffand. Jetzt fühle ich, daß ich wieder in Frieden mit ihm bin, mit ihm, mit meinem Kreuze, mit meinem ferneren irdischen Loos. Nächsten Sonntag werde ich um 10 Uhr in Paris kommuniziren, um vom Herrn zu erbitten, meine Seele noch mehr in diesem Frieden, in diesem Glauben, in dieser Liebe zu bestärken, die nichts mehr trüben sollte.“

... Aber dieser Glaube, diese Liebe hatten auch ihre schwachen Stunden. Lieb ihr Gott auch bisweilen Flügel, um sich zu ihm zu erheben und Kraft zu suchen, so erschien ihr doch, sobald sie sich wieder zur Erde niedergelassen, ihre Last nur um so drückender. Und hatte sie den Blick wieder vom Himmel abgewandt, so zerriß sie der Schmerz von Neuem, rief ihr alle bitteren Erinnerungen wieder zurück, und drückte ihre Stimmung danieder. Ein Familienereigniß, ein Gesicht, das sie wieder sah, ein Datum reichten hin, den leise Schlummernden aufzuwecken.

„Ach, was habe ich gelitten, als ich mit M... von dem Opfer sprach, das ihm seine Gattin bringt. Ich finde, daß sie recht glücklich ist, ihm beweisen zu können, daß sie ihn mehr als alles auf der Welt liebt, und um ihm zu folgen, sie ihr Theuerstes, ihre Kinder, verläßt. Wie beneide ich sie darum!.... Aber warum mischen sich denn meine Thränen in jegliches Lebensereigniß, in jeglichen Umstand, der auch keine Beziehung dazu hat? Mein Schmerz ist wie ein Spiegel, in dem Alles, was vor ihn tritt, sein Bild wiederfindet.“

1843. So ist denn die Vermählung meiner Schwägerin vorüber. Sie werden bereits erfahren haben, daß mir der Muth fehlte, der Vermählungsfeierlichkeit beizuwohnen. Ich bin wiederholt nach St. Cloud gegangen, um meine gute Louise dort wieder zu sehen. Ich habe sie

so lieb, daß ich sie, ich weiß nicht wo, auffuchen würde. Die lebendige und so innige Herzlichkeit der Königin und von Victorie haben mir recht wohl gethan. Ueberhaupt hat mich die ganze Familie weich gemacht; ich fühlte, wie Jedes für mich litt. Mein Herz weilte in Fontainebleau, in der Vergangenheit. Eine liebe Weise traf mein Herz, ein Ton, der mir wie Trost, Ewigkeit, Wiedersehen klang. Die Nacht habe ich mit Schreiben, mit Nachsinnen zugebracht Ich habe es über mich gebracht, so schwer es mir auch wird, doch manchmal im Salon mich sehen zu lassen. Gestern noch brach die Wunde wieder auf, da ein General mir seine Beileidsbezeugungen abstattete. Es kommt dies gar nicht selten vor. Ich halte mich aber nicht lange im Salon auf, ist es mir auch nicht entgangen, daß der König und die Königin sich über das freuen, was ich ergriffen habe und das muß das Weh besänftigen, das ich dabei empfinde

„Ich habe mit Paris die Minister und die Personen empfangen müssen, welche zum Hofe gehören. Es war Abend; die Säle, in denen er so oft den Glanzpunkt gebildet hatte, schienen neu belebt. Sie waren wieder wie ehemals erleuchtet, und Alles ließ auf ein Fest schließen, aber ach, was für ein Fest! In Mitten dieser glänzenden Versammlung gab es für mich nur einen Gedanken, nur eine schmerzliche Erinnerung, und über allen diesen Häuptern, die um mich herum sich erhoben, thronte eine edle und theure Gestalt, das Portrait des Prinzen von Jagers, das ich in meinem Salon aufgehangen habe; unter seinem Blicke sollen alle meine Handlungen vor sich gehen.“

„..... In unserm ruhigen und trüben Familienleben ist nichts Neues vorgekommen. Meine Kinder freuen sich über die schönen Frühlingstage, aber mich erfüllen sie mit unendlichem Weh. O, er hatte ja diese Jahreszeit so lieb! Wir gingen mit einander spazieren, suchten unsere Kinder in Neuilly auf. Er band mir da Sträußchen aus

den ersten Frühlingsblumen; aber er selbst wollte keine mehr ins Knopsloch stecken, wie er es sonst gethan hatte. „Das ist nicht mehr ernst genug für einen Mann, der schon über die dreißig hinaus ist.“ Die Kinder ließ er den ganzen Tag draußen herumspringen, und wenn ich sie hineingehen lassen wollte, sagte er lächelnd: „Du meinst, die Kinder wären gut aufgehoben, wenn Du sie unter den Augen hast!“ Manchmal dinirten wir schon um fünf, um danach spazieren fahren zu können. Wir brachten den Abend in den reichen Blüthendüften des Gartens in Neu-illy damit zu, um gewaltig große Blumensträuße zu binden. Um 9 Uhr gingen wir wieder ins Zimmer, wo wir uns unterhielten, und über alle ernstesten und bedeutenden Angelegenheiten des Augenblicks uns aussprachen. Die Tagespolitik brachte uns auf unser Lieblingssthema, die moralische Größe Frankreichs, auf seinen Einfluß auf die Welt, auf seine Vertheidigung, auf seine isolirte Stellung, den moralischen Werth des Volkes und was dergleichen Dinge mehr sind. Ich empfand dabei die unermüdliche Wärme dieses Geistes, und die Ruhe, die bewundernswürdige Kaltblütigkeit, mit der er sein Land, seine Stellung, seine Zukunft beurtheilte. . . .

„Wieder ist es Frühling geworden und wieder weht die Luft so lau und mild, wie er sie so gern athmete; wieder gibt es Blumen und Vögel, die zu beobachten und mich beobachten zu lassen, ihm Freude machte; noch habe ich diese so glücklichen Kinder, die auf den Wiesen umherspringen, und doch hat sich Alles verändert. Diese Welt ist für mich nicht mehr dieselbe; dieser Himmel, diese Sonne haben für mich ihren Glanz verloren, oder besser gesagt, ihr Glanz thut mir wehe. Ich möchte mich verbergen, dieses Erwachen der Schöpfung nicht sehen, denn es erneuert doch nur meinen Schmerz.“

Einige Wochen darauf schrieb sie: „Sie haben recht, wenn Sie glauben, daß dieser Monat, der sich mit dem

schönsten Tage meines Lebens schloß (schön war er nicht sowohl an sich selbst, als durch seine Verheißungen), mich Vergleichen anstellen läßt, die mir das Herz zerreißen. Heute Abend sind es sechs Jahre, daß ich zum letzten Male auf heimatlichem Boden die Sonne scheiden sah. Das Vertrauen, welches auf der ganzen Reise mein Begleiter gewesen, verließ mich für einen Augenblick. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, welche Mühe es Ihnen damals kostete, mich wieder aufzurichten, mir neuen Muth einzufößen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den dieser letzte in Deutschland verlebte Abend auf mich machte. Bei aller Hoffnung, die mich belebte, fühlte ich doch meinen Schmerz, über den ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben wußte und den ich damals der Feierlichkeit des Augenblickes zuschrieb, mir heute jedoch wie eine Vorahnung von meinem Unglücke vorkommt. Aber diesem unendlichen Unglück, das über mich hereingebrochen, steht auch ein unvergleichliches Glück zur Seite. Ich ... Ich gebe mir alle Mühe, dankbar zu werden und zwar nicht bloß für die Güter, die ich noch mein nennen darf, sondern auch für die, die es ehemals waren.“

„Ein Unfall, der beinahe der ganzen königlichen Familie das Leben hätte kosten können, unterbrach den Fortgang dieser traurig einförmigen Tage, in denen sie „alle Stufen des Schmerzes eine nach der andern durchlief!“ In der ausführlichen Mittheilung, die sie ihrer Freundin darüber macht, schildert sie ihr mit lebendigen Farben ihre Dankbarkeit gegen Gott, der alle ihre Lieben wie durch ein Wunder gerettet habe. Aber ohne es zu wollen, fließen in die Kundgebungen ihrer Freude doch eine nicht geringe Bitterkeit in ihren Erinnerungen mit ein.

„Gestern wollte der König nach dem Schloß Eu ausfahren. Ich bat ihn um die Erlaubniß, ihn mit meinem beiden Söhnen begleiten zu dürfen, was ich noch nie gethan hatte. Der König, Amale und Paris nahmen die

erste Bank ein; die Königin, ich und Robert (Herzog von Chartres) die zweite; Franziska und Clementine die dritte und zuletzt kamen Joinville und August. Der König steigt in ***, einem kleinen Dörfchen am Ufer des Meeres, aus; er besichtigt eine Batterie und läßt Paris, der die Lunte mit einem Muth, über welchen Jedermann entzückt war, darauf hielt, eine Kanone abschießen. Er steigt wieder in den Wagen, um nach Treport weiter zu gehen, wo er noch eine Batterie besichtigen will. Der Weg nach Treport führt über eine Brücke, die über eine zum Auslassen des Wassers dienende Schleufe geht. Die Königin bittet inständig, aussteigen zu dürfen, indem sie erklärt, es sei gefährlich über eine Brücke zu fahren, deren Geländer kaum zu bemerken wären. Ich war noch am Tage zuvor hier vorbei gekommen und meine Pferde waren erschreckt worden. Ich sage das dem Könige und bitte ihn gleichfalls dringend auszustiegen. „Das sind Kindereien,“ ruft der König, „wir fahren darüber.“ In demselben Augenblicke donnert ein Kanonenschuß, die Schleufe öffnet sich, die Pferde stürzen nach vorn und drei in die Tiefe. Der Wagen wäre mit nachgerissen worden, hätte der auf den Stangenpferden sitzende Postillon nicht mit einer außerordentlichen Besonnenheit seine Pferde, die nahe daran waren, ebenfalls hinabzustürzen, zurückgehalten. Glücklicher Weise reißt das Gespann auseinander und der Wagen bleibt stehen. Ich will Ihnen nicht sagen, was ich in diesem Augenblicke, der mir wie eine Ewigkeit vorkam, empfunden habe. Waren der König und meine Kinder außer Gefahr, so dachte ich an nichts mehr; ich wäre gern geblieben. Mein Herz war tief gerührt, als ich alle meine Lieben gerettet sah. Ich dankte Gott dafür; und doch mischte sich in mein Gebet etwas Bitterkeit; es war nicht ganz von Murren gegen das was geschehen, frei. Warum ist der Schutz, der uns heute gerettet hat, damals ausgeblieben? Warum müssen wir heute wie durch ein Wunder einer Gefahr entgehen, welche tausendmal größer

ist als die, welche eine so grausame Folge hatte? Nicht einmal ein Pferd hat eine Wunde davon getragen! Dieser Sturz aus einer Höhe von fünf und zwanzig Fuß in den Schlund der brausenden Wellen hat nicht einmal eine leichte Hautverletzung herbeigeführt, und ein so unbedeutender Sturz hat damals Alles zerstört! Je mehr man daran denkt, destomehr sinnt man darüber nach und desto mehr murt man. Ich will es jedoch nicht, aber mein armes Herz ist durch eine Macht dazu gezwungen, die stärker ist als ich selbst.

„Nach diesem Vorfalle begab sich der König mit uns allen zu Fuß nach der Batterie zu Treport. Eine ungeheure Volksmenge folgte ihm mit Begeisterungen der Freude nach; Alle sahen glücklich aus, ich allein weinte in diesem Zuge, denn er rief mir einen früheren ins Gedächtniß zurück, wo der König, gleichfalls zu Fuß und der Königin seine Arme bietend, dem Opfer nachfolgte.“

Ihre Kinder waren es, welche, wie es sich auch vor-
aussehen ließ, ihr die Lust zum Leben nach und nach wieder zurückgaben. „Sie sind es,“ sagte sie, „die mich wieder aufleben lassen und welche mich verhindern, die Reize meines Leidenskelches zu erkennen Alles trägt vor meinen Augen einen verstimmenden, trüben Schleier, und nicht das fröhliche Leben meiner Kinder. . . .“

„Da heute der Namenstag von Paris ist, so habe ich die armen Kinder von Eu und von Treport kommen lassen, was dem Kleinen außerordentliches Vergnügen gemacht hat. Was mich selbst betrifft, so habe ich mich an diesem Tage in Acht genommen, in die Tiefe meines Herzens hinabzu-
steigen; ich bin Kind geworden und habe mit kindlicher Freude wie die gespielt, die um mich herum waren.“

Das Leben der Herzogin von Orleans ging ganz in das ihrer Söhne über, und beim geringsten Anlasse machten sich ihre Gedanken instinktmäßig mit ihnen zu schaffen.

„Ich bin neulich mit der Königin bei Dry Scheffer gewesen. Sein heiliger Augustin hat mich wahrhaft erbaut: es ist im vollen Sinne des Wortes ein Meisterwerk. Man kann sich nichts Erhabneres denken als das Gesicht der heiligen Monika; man glaubt, sie weile schon im Himmel; ihr Blick ist von Gott ganz erfüllt; ich bin sehr gerührt dabei gewesen, zumal als ich das Händchen von Paris in der meinigen fühlte.“

Ihre Söhne zu erziehen, wie sie ihr Vater zu erziehen gedachte und auf diese Weise für Frankreichs Wohl, für das sie nur noch durch ihre Kinder thätig sein konnte, zu wirken, ward das einzige und leidenschaftlich verfolgte Interesse ihres Geistes. Man fühlte sich tief bewegt, sah man eine so außerordentliche Begabung ganz und gar darin aufgehen, mit der ängstlichsten und umständlichsten Besorgniß über die Gesundheit, die Spiele und den ersten Unterricht derselben wachen, und das Alles, ohne daß etwas Kindisches darin zum Vorschein gekommen wäre, denn das Gefühl, welches sie dazu trieb, stand an Größe dem Ziel nicht nach, das sie zu erreichen sich bestrebte und das sie nie aus dem Auge verlor. So waren auch die Aufmerksamkeit, welche sie der Politik zu Theil werden ließ; die Unverdroßtheit, mit der sie den Kammerv Verhandlungen folgte; ihre nur zu sehr gerechtfertigten Besorgnisse gegen Ende des Jahres 1847 über die Stimmung der Gemüther nur eine von den verschiedenen Formen, in welchen ihre in allen Punkten rege mütterliche Wachsamkeit zum Ausdruck kam. Stand sie auch durch ihre Geburt Frankreich ferne, so besaß doch Niemand in eben solchem Grade als sie die Gabe zu errathen, was dem Lande Noth thue; eine nicht hoch genug zu schätzende Eigenschaft, die eben so selten ist als der Patriotismus selbst. Ihre Sympathie für Frankreich war der Art, daß man nicht eine unbedingte Zustimmung in allen Dingen, sondern das Verständniß der Ideen, die ein Land in Bewegung setzen, in ihr erkennt. Sie war eine der ersten

Personen, die das Getöse in der Luft wahrnahmen, welches ein Vorbote des Sturmes ist und obgleich sie sich ebenso wenig als irgend ein Anderer genaue Rechenschaft über die Natur und die Ausdehnung der Gefahr ablegte, so verspürte sie doch die Aufregung, die sich der Gemüther in den ersten Tagen des Februar bemächtigte und bald auch nach dem Hofe um sich griff, schon lange voraus.

„Es sind,“ schreibt sie 1847, „bittere Besprechungen an der Tagesordnung, die mich nur mit Erröthen die Journale in die Hand nehmen lassen. Bis in die innerste Seele bin ich über dieses allgemeine Unbehagen, das die Gemüther beherrscht, über die Abneigung, das Mißtrauen, welches auf die höhern Stände geworfen wird, über diesen Widerwillen, der sich auf alle Welt erstreckt, betrübt. Wir befanden uns zu wohl; so ist man denn lässig geworden, hat die Zügel schießen lassen....“

„Eine moralische Erschütterung gibt sich nicht durch plötzliche Stöße kund oder durch Umsturz, sondern durch die Schwäche, welche die Führer und durch die Gleichgültigkeit, welche das Volk befällt. Wir haben eine Reaktion nöthig. Um dem Uebel zu steuern, bedarf es einer geschickten Hand; um es zu heilen, eines gefühlvollen Herzens. Leider wissen meine Gedanken nur einen Prinzen aufzufinden, der diese Zeit begriffen hätte, dessen zartfühlende Seele den Gegenstoß der moralischen Leiden des Landes verspürte: nein, vielmehr voraus gefühlt hätte. Er hätte es verstanden, seinem Lande neue Kräfte, einen neuen Aufschwung zu geben. Seine Festigkeit hätte seine Absichten unterstützt; seine Geschicklichkeit würde seinem redlichen Bemühen zu Hülfe gekommen sein; Frankreich hat ihn jetzt nöthig, aber Gott hat ihn zu sich genommen!“

„Welcher Art wird sich unsre Zukunft nun gestalten? Dieser Gedanke beunruhigt mich jede Nacht und stört mich, bin ich einsam. Das Uebel geht tief, weil es die Bevölkerungen in ihrer Moralität ergriffen hat. Wird es schnell

vorübergehen oder ist es ein Anzeichen von Entkräftung? Ich wußte nicht darüber zu entscheiden, aber ich bitte den lieben Gott, daß er über den alten Boden Frankreichs neuen Aufzug wehen läßt, der ihm neues Leben einflößt."

Wochten auch die Forderungen der Partheien über das rechte Maß weit hinausgehen, so hätte es die Herzogin von Orleans doch gern gesehn, wäre denselben wenigstens soviel Beachtung zu Theil geworden, als ein Krankheitsymptom verlangt. Es war ihr schmerzlich, die Minister des Königs in so vollkommener Ruhe zu sehen, weil in ihren Augen Recht und Vernunft auf ihrer Seite standen. Aber so freimüthig sie auch ihre Besorgnisse und ihre Vorliebe zu einer Politik, die ihrer Ansicht nach durch Beruhigung der einander feindlichen Leidenschaften für die Befestigung des Thrones Viel erwarten ließ, vor allen Gliedern der königlichen Familie aussprach; mit eben so großer Gewissenhaftigkeit wachte sie darüber, daß davon nichts außerhalb des Familientreises verlautete. Täuschte sie sich in ihrem Glauben, es sei möglich, den Stürmen von 1848 vorzubeugen, so darf man nicht vergessen, daß jene Tage die Voraussetzungen noch vieler Anderer zu Schanden gemacht haben. Nur aus Haß ließe es sich ihr zum Vorwurf machen, die Ereignisse vorausgesehen zu haben und Niemand möchte auf ehrlichem Wege mit der Anklage gegen sie aufzutreten wagen, daß sie ihre Vorkehrungen dagegen getroffen, weil sie im Voraus um sie gewußt habe.

Abgesehen davon, gibt die schlichte Mittheilung jeder ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte, ja, man kann auch ihre Gebärden hinzunehmen, an dem Tage des 24. Februar die einzige ihr würdige Antwort. Der unerwartete Eintritt dieses Tages, der wie ein Dieb in der Nacht Frankreich überraschte, haben die geheimste Stelle des Herzens eines Jeden ans Licht gefehrt. Nur mit großer Ueberwindung übergehen wir die seltensten Beispiele von Würde und Muth, welche dem Herzen in diesen traurigen Tagen

allein einen Ruhepunkt gewähren, mit Stillschweigen. Ueberwindung kostet es auch, vor der majestätischen Gestalt der Königin, die in der Gefahr so stolz, im Unglücke so ergebungsvoll sich gezeigt, ohne Verweilen vorüberzugehen, dem Prinzen unsere Anerkennung nicht auszudrücken, der in edelster Weise seiner Rechte sich begab, allen Gefahren trogte, ohne einem andern Ehrgeiz zu genügen als dem, die Witve und die Kinder eines innig betrauten Bruders *) dem Tode zu entreißen, ohne durch etwas Anderes als die Pflicht dazu getrieben zu sein. Aber da es nicht unsere Aufgabe ist, Thatfachen wieder zusammenzustellen, die schon so viel mal erzählt worden sind, und wir uns überdies auch nur das Ziel gestellt haben, die Herzogin von Orleans kennen lernen zu lassen, so werden auch wir in der allgemeinen Verwirrung nur ihr folgen, und nur auf sie in den Tuileries unsere Blicke richten. Sind wir so glücklich, dieses Ziel zu erreichen, so wird uns die Herzogin von Orleans an diesem 24. Februar, der in den Augen des Publikums ihren ganzen Ruhm ausmacht, in keiner anderen Gestalt und in keinem anderen Lichte entgegentreten, als am Tage zuvor, als den Tag nachher, und die Verhältnisse werden ihr nur den Dienst geleistet haben, ihre erhabenen Eigenschaften an den Tag legen zu können. Immer begegnen wir dem nämlichen Gemisch von weiblicher Zartheit in ihren Fühlen, von Festigkeit in ihrem Handeln, von vortrefflicher Weichheit des Herzens und Gewalt über sich selbst, wie sie es bei allen Gelegenheiten verrathen hat.

*) «Ich liebe Nemours mehr wie einen Bruder,» sagte der Herzog von Orleans; «ich habe selbst mehr Vertrauen zu seinem Urtheile als zum meinigen.»

VI.

Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag den 24. verging der Prinzessin in voller Angst; auch die Unverzagtesten wurden von unruhiger Besorgniß ergriffen. „Wir hatten nicht einmal die Kraft zu beten,“ sagte sie; „und wirklich, was eben noch nur wie eine ministerielle Krisis aussah, hatte plötzlich die Gestalt einer Revolution angenommen. Je weniger man darauf vorbereitet gewesen, desto größer war die Unordnung und Verwirrung. Binnen wenigen Stunden hatte man Alles erschöpft, was eine regelmäßige Lösung erwarten ließ; aber eine solche genügte der fieberhaften Hoffnungen eines Volkes nicht mehr, das der Schwindel bereits ergriffen hatte. Jede folgende Minute zertrat die Hoffnung unter den Füßen, welche die vorausgehende gebracht hatte. Man hatte seine Zuflucht zu allen Namen genommen, die bis dahin dem Volke der vollkommensten Beliebtheit sich erfreuten, und sie zu den Ministerstellen berufen: auf Guizot folgte Thiers; auf Thiers folgte Odilon Barrot. Die Reform war zugesichert worden und von ihr durfte man sich als dem letzten, weitgehendsten Zugeständniß einen bezaubernden Einfluß auf die Beruhigung der Gemüther versprechen, wie sie auch das Schlagwort zur Entfesselung der Partheileidenschaften gewesen. Aber trotzdem, daß das Wort sofort die Reihen

der Nationalgarden und die Gruppen durchlief, welche sich vor den Gittern der Tuilerieen drängten, so verfehlte es doch seine Wirkung, seine Macht schien gelähmt zu sein.

In dem unbeschreiblichen Durcheinander von Vorschlägen und einander widersprechenden Gerichten, die Jeder dem Könige zuträgt, entschließt sich dieser, einen letzten Versuch zu wagen. Von seinen Söhnen und seinen Adjutanten, von denen mehrere nicht einmal Zeit gehabt hatten, ihre Uniform anzulegen, begleitet, steigt der König zu Pferde und nimmt über die Truppen, die im inneren Tuilerienhofe und auf dem Karoussellplatze aufgestellt sind, die Revue ab. Die Königin und die Prinzessinnen, und nicht weit von ihnen die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen stehen an den Fenstern und folgen dem Könige ängstlich mit den Augen. Von vielen Seiten läßt sich der Ruf hören: „Vive le roi!“ und dieß belebt für einen Augenblick wieder ihre Hoffnungen; aber bald wird dieser Ruf durch den andern: „Vive la réforme!“ erstickt. Der König gibt sich keiner Täuschung über die Stimmung gegen ihn hin. Die Kälte, mit der er unter der Nationalgarde aufgenommen worden ist, sagt ihm, daß seine natürlichen Stützen, auf die er zählen durfte, ihn verlassen. Sein Ausdruck verräth weder Furcht noch Aufregung, aber wohl die ruhige Betrübniß eines Mannes, der im tiefsten Herzen sich verwundet fühlt. Er begibt sich in sein Zimmer zurück, und während er hier den Kopf auf die Hände gestützt an einem Tische sitzend, einige Augenblicke dem Nachsinnen sich überläßt, tritt ein Offizier in Bestürzung ein und ruft ihm zu: „Sire, nicht ein Augenblick ist mehr zu verlieren; ertheilen Sie Ihre Befehle oder danken Sie ab.“ Es geschah dies etwa um 11 Uhr Vormittags. Nach einem Augenblicke ruhiger Ueberlegung sagte der König: „Ich bin zu jeder Zeit ein friedliebender König gewesen, ich danke ab.“ Er steht dann auf, öffnet die Thüre seines Kabinetes, welches an das Zimmer stößt, in welchem die Königin und

die königlichen Prinzessinnen beisammen waren, und sagte mit festem Tone: „Ich danke ab.“

Bei diesen Worten stürzen die Königin und die Prinzessinnen auf den König zu und beschwören ihn, diese verhängnißvollen Worte zurückzunehmen. Die Herzogin von Orleans, die sich vor ihm voll Ehrfurcht verbeugt hielt, faßt seine Hände, küßt sie mit Innigkeit und sagt, heftig weinend: „Danken Sie nicht ab, Majestät, danken Sie nicht ab.“ Der König geht jedoch ohne Antwort in sein Cabinet zurück, wohin ihm die Prinzessinnen folgen, und begibt sich langsam an die Abfassung seiner Thronentscheidungsakte, die er ihnen dann laut vorliest: „Ich lege die Krone nieder,“ hieß es darin, „die zu tragen die Stimme des ganzen Volkes mich berufen hatte, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er der schweren Aufgabe glücklich genügen, die ihm mit diesem Tage zu Theil wird!“

„Möge er seinem Großvater ähnlich werden!“ rief die Königin aus. Die Herzogin drang wiederholt und mit leidenschaftlicher Inständigkeit bei dem Könige darauf, es nicht zu thun; sie fleht ihn an, „seinem Enkel nicht eine Last aufzubinden, die zu tragen er sich selbst nicht mehr für stark genug hält.“ Ein natürliches, mütterliches Gefühl sagte ihr nur zu richtig, daß „dem Könige die Krone abnehmen noch nicht heiße, sie ihrem Sohne geben.“ Als ihr endlich keine Hoffnung mehr übrig blieb, durch ihr Bitten und Flehen noch Etwas vom Könige zu erlangen; als dieser die letzten Buchstaben seiner Namensunterschrift vollendet hatte, warf sie sich unter Thränen in die Arme der Königin. Einige Minuten lang hielten sie sich schweigend bei den Händen gefaßt. Diese Minuten waren aber nur kurz: man drängt den König zur Abreise; in aller Eile sagt man sich Lebewohl. Die Königin und einige von den Prinzessinnen gehen mit ihm fort. Der Herzog von Montpensier verläßt ohne Zögern seine

junge, franke Frau, die er dem Schutze eines Freundes anvertraut, um die Abreise seines Vaters beschützen zu helfen.

Noch beim Heraustreten aus den Tuilerieen glaubte der König, seine Entfernung würde den Tumult beschwichtigen, er hinterlasse seinem Enkel den Thron und seiner Schwiegertochter eine Umgebung. Aber die Ereignisse eilten schneller als die Vorstellung ihnen zu folgen vermochte. Kaum hatte sein Fuß das Königsschloß verlassen, so war auch schon das Königthum selbst in Frage gestellt worden. Die Insurgenten drängten gegen die Eisengitter, welche den Hof der Tuilerien vom Karouffelpalaz trennen, und suchten sie zu durchbrechen. Die Menge, welche eben noch sich in den Zimmern des Königs herumtrieb, hatte sich zerstreut und die Herzogin von Orleans hatte nur noch ihre Hofchargen (nicht Einer von denen, welche dazu zählten, wick auch nur einen Augenblick von ihrer Seite) und einige Deputirten um sich, welche in sie drangen, die Regentschaft, nach ihrer Meinung das einzige Rettungsmittel der Monarchie, zu übernehmen. „Das kann nicht geschehen,“ erwiderte sie; „ich kann eine solche Last nicht auf mich nehmen, meine Kräfte sind ihr nicht gewachsen; Niemand ist darauf vorbereitet, mich als Regentin zu sehen, und ich noch viel weniger als irgend Jemand“ Während sie spricht, läßt sich immer näher und näher Gewehrfeuer hören; noch einige Minuten und die Tuilerieen werden vom Volke erstürmt. Es steht ihr frei zu fliehen, sich und ihren Söhnen das Leben zu retten, oder, auf die Gefahr hin, selbst das Leben zu verlieren und ihre Söhne ein gleiches Schicksal theilen zu sehen, es zu unternehmen, dem Grafen von Paris die Krone zu erhalten und die Rechte zu vertheiligen, die ihm Frankreich übertragen. In diese Alternative versetzt, lag der Weg der Pflicht klar vor ihr: sie kannte weder ein Bedenken noch Ungewißheit über ihr Verhalten. Ihre beiden Söhne bei der Hand nehmend, begibt sie sich mit ihnen durch die langen Galerien, die sich dazwischen

befinden, nach ihrem Zimmer und da, unter dem Bilde ihres Vaters bleibt sie stehen und sagt mit ruhigem Herzen: *) „Hier ist der Ort, wo wir sterben müssen!“ Darauf gibt sie den Befehl, alle Thüren zu öffnen, da sie bereit ist, selbst den schrecklichsten Tod zu erleiden, und ihre Kinder erleiden zu sehen, wenn es ihrem ruhigen Muth nicht gelingen sollte, dem beweglichen Geiste dieser aller Vernunft baren Menge zu gebieten, deren Geschrei schon bis zu ihr dringt.

In diesem Augenblicke stürzen zwei Deputirte (die Herrn Dupin und Grammont) herein und benachrichtigen sie von Seiten des Herzogs von Nemours sich unverzüglich durch den Tuilerieengarten nach der Drehbrücke zu begeben; der Herzog selbst hat unterdessen über die Abreise des Königs mit gewacht und ist auf dem Rückwege zu ihr, um ihren Ausgang aus den Tuilerieen zu beschützen. Sie glaubt in ihnen rettende Engel des Himmels zu sehen; erst noch zu fragen, fehlt ihr die Zeit, und so macht sie sich denn auf, fast von der Gruppe, die bei ihr ist, getragen, und von ihr gegen die Baionette geschützt, die an den Gittern des Caroussellplatzes glänzen. Als sie durch die kleine Thüre nach dem Garten zu schritt, nahm die Emeute die Tuilerieen in Besitz.

Sie gelangt auf den Platz Ludwigs XV (heut zu Tage ist fast nur die Benennung: Eintrachtsplatz oder Place de la Concorde zu hören) und bemerkt hier den Herzog von Nemours zu Pferde. Aber die dichte Volksmenge hält sie von ihm entfernt und verhindert sie, sich in Verbindung zu setzen. Sie weiß nichts von den Anordnungen, welche er getroffen, um sie nach St. Cloud zu

*) „Unter diesem Bilde sollen alle meine wichtigen Handlungen vor sich gehen,“ hatte sie im Januar 1843 gesagt; man sieht daraus, daß es nicht die augenblickliche Aufregung war, welche sie so handeln ließ.

bringen. Ihr muthiges, natürliches Gefühl gibt ihr ein, sich nach den Boulevards zu wenden; da wird sie dem wirklichen Pariser Volke, und nicht mehr Insurgentenhaufen gegenüber stehen. Vielleicht findet sie da ihren Tod; vielleicht bringt ihre Gegenwart dieses Volk auch zur Vernunft. Der Deputirte Dupin bringt sie mit aller Gewalt von diesem Wege ab. Eine Stimme ruft: „Nach der Deputirtenkammer!“ Da sie dem Vorhaben des Herzogs von Nemours zu folgen glaubt, so nimmt sie ihren Weg, oder richtiger gesagt, läßt sie sich dortbin fort schleppen. Der Herzog selbst sieht sie von Weitem, kann sie aber nicht aufhalten, und er hat nichts weiter zu thun, als ihr zu folgen. Die Menge, welche in diesem Augenblicke noch günstig gestimmt war, rief: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive la comte de Paris!“ Man bildet Spalier, zwischen dem die Herzogin weiter geht, an einer Hand den Grafen von Paris führend, während ihr Herr Scheffer als Officier der Nationalgarde, auf seinen Armen den kleinen Herzog von Chartres, der krank und deßhalb in einen Mantel eingewickelt ist, nachträgt. Im nämlichen Augenblicke suchte Odilon Barrot die Herzogin von Orléans in den Tuilerieen, um sie nach dem Stadthause zu führen. Aber er konnte nicht bis zu den Tuilerieen durchkommen und ging deßhalb wieder nach der Deputirtenkammer, wo er jedoch erst eintraf, als die Herzogin schon da war.

Beim Eintritt der Herzogin in die Versammlung herrschte darin eine außerordentliche Unordnung: die Deputirten drängten sich um die Tribüne herum; eine nicht hierher gehörige Volksmasse füllte die Zugänge nach dem Saale an und verspernte so dem königlichen Zuge den Weg. Einige schrien: „Wir wollen hier keine Fürsten! Wir wollen hier keine Fürsten!“ aber bald wurden diese durch ein vielstimmiges: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris!“ übertönt. Die Herzogin nahm ihren Platz neben der Tribüne stehend, ihre beiden Söhne befanden sich ihr zur Seite; hinter ihr die Personen ihres Gefolges,

welche mit aller Anstrengung das Publikum, das auf die Herzogin eindrängte, zurückhielt. Herr Dupin besteigt die Tribüne; er theilt mit, daß Herr Barrot die Thronensatzungsurkunde gleich der Kammer überbringen wird; inzwischen verlangt er, daß der allgemeine Beifall, mit welchem der Graf von Paris als König und die Herzogin von Orleans als Regentin begrüßt worden wären, im Protokoll schriftlich niedergelegt würden. Bei diesen Worten brechen in einem Theile der Kammer und der Tribüne heftige Protestationen hervor. Der Präsident glaubt die nicht zur Kammer gehörigen Anwesenden auffordern zu müssen, hinauszugehen, und bittet auch die Herzogin, sich zurückziehen zu wollen „aus Achtung vor der Geschäftsordnung.“ „Mein Herr,“ entgegnet sie, „das ist eine königliche Sitzung. Einige Freunde, die über den zunehmenden Tumult erschreckt sind, bitten sie inständig, wegzugehen. „Wenn ich von hier fortgehe, so wird mein Sohn nie wieder hierher zurückkommen;“ und sie bleibt unbeweglich auf Ort und Stelle. Die Menge drückte jedoch immer weiter vor, der Lärm nimmt zu und die Hitze steigert sich in solchem Grade, daß die jungen Prinzen nur noch mit Beschwerde Athem holen können. Man läßt die Herzogin nun durch den linken Seitengang, der an der Halbrundung hinführt, bis zu den obersten Sitzreihen hinaufsteigen und weist ihr ihren Platz gerade der Tribüne gegenüber an; sie setzt sich da mit ihren Kindern und dem Herzoge von Nemours. In diesem Augenblicke ist es Herrn Ab. Barrot, der aus den Tuilerien gekommen, gelungen, Stillschweigen zu erlangen. „Die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes!“ sagte er: Auf den Ruf: „Vive le comte de Paris!“ erhebt sich die Herzogin von Orleans wie um das Wort zu ergreifen. Von einer Seite der Kammer aus ruft man ihr zu: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!“ Von der andern Seite sucht man ihre Stimme zu übertönen. Sie fängt mit den Worten an: „Wir sind hierher gekommen, mein Sohn und ich“ aber sofort wird sie unterbrochen. Nach

einem nochmaligen Versuche, der aber auch erfolglos ist, setzt sie sich wieder nieder. Mehrere Redner treten auf bei einem Durcheinander, das jeder Beschreibung Hohn spricht. Endlich geht Herr Alph. von Lamartine nach der Tribüne zu. Seine ersten Worte lassen die Freunde der Herzogin neue Hoffnung fassen. Aber mit seinem holden und traurigen Lächeln gibt er ihnen durch ein leichtes Zeichen mit den Fingern zu verstehen, daß er ihre Illusion nicht theilt*). Gegen das Ende seiner Rede hört man im Saale heftige Stöße. Die Thüren der Journalisten-tribüne, welche rechts von der Rednertribüne sich befindet, werden von einem Trupp Bewaffneter eingestossen, die sich mit wildem Geschrei hereinstürzen. Sie richten ihre geladenen Gewehre in den Saal hinein und halten sie bald dahin, bald dorthin, bis sie die königliche Gruppe bemerkt haben, auf die sie nun anlegen. Die Mehrzahl der Deputirten verläßt den Saal. Die Herzogin von Orleans und ihre Söhne sind schutzlos; zwischen ihnen und den Gewehrläusen sind nur noch wenige Deputirte, die auf ihren Plätzen vor ihr geblieben. Nach der Ruhe in ihrem Gesichte zu urtheilen, hätte man sagen sollen, daß sie allein an diesem Orte nicht die geringste Gefahr lief. Sie neigt sich etwas über die nächste Bank her und legt ganz sanft ihre Hand einem Deputirten auf die Schulter und sagt ihm mit einer Stimme, die nicht die geringste Aufregung verrieth: „Welchen Rath geben sie mir?“ „Madame, die Deputirten sind nicht mehr beisammen, Sie werden zum Präsidenten gehen müssen, um die Kammer wieder zusammenrufen zu lassen.“ „Aber wie soll ich dorthin kommen?“ erwidert sie und zwar, ohne von ihrem Platze zu wanken und ohne

*) Als bei Gelegenheit der Discussion im Jahre 1842 über die vorgeschlagene Regentschaft auch das Gespräch auf die Rede Lamartine's und die Elogen kam, die er ihr so freigebig gemacht hatte, sagte die Herzogin: Er hat ja nicht für mich gesprochen, sondern nur gegen die Regierung des Königs.“

sich, wie es scheint, wegen der Flintenläufe zu beunruhigen, welche über ihrem Haupte erglänzen. „Folgen sie mir“ ruft ihr Herr Julius von Lasteurie zu. Er läßt sie von einer Sitzreihe zur andern hinabsteigen bis zur äußersten linken Seite des Saales, wo ein für die Deputirten ganz allein bestimmter Ausgang sich befindet. Er geht auf einen spärlich erleuchteten Corridor; eine doppelflügelige Thüre, von deren ein Flügel geschlossen ist, öffnet sich nur von innen; der andere offene Flügel führt aus dem Saale auf diesen Corridor. Herr von Lasteurie bahnt sich da einen Weg, indem er die Menge mit seinen Armen zur Seite schiebt. Vor der Thüre bemerkt er eine Compagnie Nationalgardisten. Er ruft ihnen zu, Spalier zu bilden, um die Herzogin von Orleans zu schützen, die ihm auf dem Fuße folge. Es geschieht dies von ihnen ohne Weiteres *).

Aber mittler Weile ist das Volk wieder vorgeedrungen; die Prinzessin und ihre Kinder sind gegen den verschlossenen Flügel zurückgedrängt worden und können nicht mehr vorwärts kommen. Die Herzogin macht sich jedoch frei und ehe sie in der Dunkelheit ihre Söhne wieder bei der Hand nehmen kann, die mit Gewalt von ihr getrennt sind, zieht man sie durch das Spalier nach dem Salon der Präsidentschaft fort. Da sie hier ihre Kinder nicht bei sich sieht, stößt sie einen verzweifelten Schrei aus, welcher den ganzen Saal durchdringt und selbst das Getöse des Tumultes übertönt. Man hört nur noch die Worte: „Meine Kinder! Meine Kinder!“ welche sie mit einer außerordentlichen Energie ausstößt. Die Kinder sind in dem engen Gange zurückgehalten worden. Der Herzog von Chartres wird umgestoßen und ist für einige Augenblicke unter den Füßen der Volksmenge verloren; man hebt

*) Jedem von diesen Braven, welche durch ganz einfache Pflichterfüllung doch viel zur Erhaltung ihres Lebens an diesem Tage beigetragen haben, schickte die Herzogin von Orleans aus ihrem Exile ein Andenken zu.

ihn aber endlich auf und führt ihn in ein benachbartes Haus. Ein Arbeiter in einer Blause ergreift den Grafen von Paris und hält ihn fest in seinen Armen, ohne Zweifel um ihn zu schützen. Aber in diesem Lärmen, dieser Unordnung, dieser Dunkelheit traut Keiner seinem Nachbar. Man reißt ihm den unglücklichen Knaben weg und trägt ihn, oder richtiger, man wirft ihn von Arm zu Arm bis auf den Korridor, wo Herr von Montguyon so glücklich ist, mit ihm durch ein niedriges Fenster, das auf einen Hof im Innern geht, einen Weg zu finden und ihn seiner Mutter wieder zuzuführen.

Kaum ist sie des ältern Sohnes ansichtig geworden, kaum weiß sie, daß auch der jüngere geborgen, so verschwindet auch jede Spur von Erregung bei ihr. Der Anblick ihres Sohnes hat ihr in einem Augenblicke ihre ganze Geistesgegenwart wiedergegeben, und eben noch von der größten Verzweiflung aufgeregt, zeigt sie jetzt schon wieder, ohne einen vermittelnden Uebergang merken zu lassen, die vollkommendste Selbstbeherrschung, um ganz ruhig sich mit ihrer treugebliebenen Umgebung zu berathen. Man darf nicht mehr daran denken, die zerstreuten Deputirten versammeln zu wollen; der Salon der Präsidentschaft ist einem Einbruch der Insurgenten eben so leicht ausgesetzt, als es vor wenigen Minuten die Kammer gewesen. Die Invaliden sind der nächste Ort, wo sie sich wenigstens für einige Zeit in Sicherheit befinden, und Zeit haben wird, um überlegen zu können, welcher Entschluß ihr zu fassen übrig bleibt. Vor der Thüre der Präsidentschaft steht ein Wagen; die Herzogin steigt hinein und nimmt mit dem Grafen den Rücksitz ein, zwei Nationalgardisten ihr gegenüber. Herr von Lasteyprie setzt sich auf den Vordach und nimmt dem Kutscher die Zügel, um die Fahrt zu beschleunigen. Herr von Mornay läuft neben dem Wagenschlage her und kommt fast gleichzeitig mit der Herzogin an dem Gitterthore der Invaliden an. Sie geht hinauf nach dem Zimmer des Gouverneurs des Invalidenhôtels. Ein wahres

Unglück will, daß der Marschall Molitor krank ist und sein Zimmer nicht verlassen kann. Er hat nur wenige alte Soldaten bei sich; man muß fürchten, daß die Personen, die ihnen unbekannt sind, den Gehorsam versagen. „So gebe man denn in meinem Namen Befehl,“ sagt die Herzogin ohne Zögern. Der Marschall setzt ihr seine Befürchtungen für ihre Sicherheit und die ihres Sohnes auseinander; er stellt ihr vor, daß die Invaliden von aller militärischen Unterstützung fern liegen und im Innern schlecht versorgt sind. „Daran ist nichts gelegen, Herr Marschall,“ gibt sie ihm zur Antwort, „ist uns kein Morgenroth mehr beschieden, so ist dieser Ort ganz geeignet, um hier zu sterben; können wir uns aber vertheidigen, so ist er ebenfalls gut zum Hierbleiben.“

Der Herzog von Nemours hat sie nebst einigen andern Personen aufgesucht; man berathschlagt, auf welche Weise es möglich sein würde, Truppen zusammenzubringen, die Vertheidigung zu organisiren, oder, falls dieses noch möglich, Paris wieder zu gewinnen. Die Herzogin fordert zum Widerstand auf, bemüht sich, ihr Feuer den Andern mitzutheilen, hört die Meinungen der Andern ruhig an und antwortet mit unbeflommenem Herzen und ebenso großen Ansehen als Mäßigung, als wenn sie im ruhigsten Besitze der Regentschaft in den Tuilerien Ministerrath hielte. Die Einen von denen, welche ihre Begleitung bilden, bleiben bei ihr zurück, die Andern eilen nach den verschiedenen Ministerien, mit dem Versprechen, zurückkommen und Nachricht über die Lage geben zu wollen.

Während dieser Stunden voll ängstlicher Erwartung erlag ihr Körper ebenso wenig als ihre Seele der Ermüdung und der Aufregung. Kaum hat man sie einen Augenblick ausruhen sehen. Nicht die Aufregung durch eine drohende Gefahr flöste ihr jetzt noch den Muth ein, den sie zeigte, sondern der klare und bestimmte Blick, mit dem sie ihre Pflicht mit allen ihren möglichen Folgen auffaßte.

Um die Mitte des Tages kommt Herr Busta aus dem Ministerium des Innern, um im Auftrage des Ministers Barrot der Herzogin zu sagen, daß ungeachtet Aller Anstrengungen er nur eine unbedeutende Anzahl von Nationalgardien hat zusammenbringen können, daß dagegen der Aufstand immer mehr Boden gewinnt und auf die Invaliden losrückt. Andere Personen treffen vom Ministerium des Krieges ein, in das sie sich nicht einmal Zugang haben verschaffen können, und theilen gleichfalls mit, daß für diesen Tag nichts mehr zu hoffen sei, daß die Insurgenten bereits darum wußten, wo sie sich aufhalte, und daß ihr und ihres Sohnes Leben hier in Gefahr schweben. „Ist noch Jemand hier, der mir rathen würde zu bleiben?“ läßt sie sich vernehmen. „So lange noch Jemand, sei es auch nur ein Einziger, der Meinung ist, zu bleiben, will ich bleiben. Es liegt mir an dem Leben meines Sohnes mehr als an seiner Krone; wenn aber Frankreich sein Leben nothwendig ist, so muß ein König, sei er auch erst neun Jahr alt, zu sterben wissen.“

Um sechs Uhr Abends jedoch kommt Herr Barrot, der den ganzen Tag im Ministerium zugebracht und nicht einen Augenblick seine edelmüthigen Bemühungen eingestellt hat, selbst nach den Invaliden. Er erstattet Bericht von den Vorgängen im Stadthause und wiederholt, daß Alles schlecht geht, daß morgen vielleicht es möglich sein wird, den Kampf zu erneuern; aber für heute müßte man einen Ort aufgeben, der zum Angriffspunkte ausersehen werde, und an dem ohne Soldaten und Munitionen sich zu halten, ein Ding der Unmöglichkeit sei. So schlägt man denn der Prinzessin vor, in aller Stille die Invaliden zu verlassen und in der Nachbarschaft ein Versteck zu suchen, von wo sie morgen früh wieder nach den Invaliden zurückkehren könne, wenn die Vertheidigung sich habe organisiren lassen. Aber um keinen Preis will sie das Leben alter Soldaten Gefahren ausgesetzt sehen, die sie selbst nicht mit ihnen theilt. „Ich bleibe ganz und gar oder ich gehe ganz und

gar“, ist ihre Antwort. Als man endlich sie zum Fortgehen bestimmt hat, beschwört man sie, sich durch einen einfacheren Anzug unkenntlich zu machen um der Beachtung sich zu entziehen. Aber mit einer gewissen Entrüstung weist sie diesen Vorschlag zurück. „Wenn ich in ihre Hände falle,“ sagt sie, „so soll es als Fürstin geschehen.“ Alles was man von ihr erlangen kann, ist, daß sie sich die Spitzen an ihrem Kleide abreißen läßt. Glücklicher Weise wurde sie jedoch auf dem kurzen Wege von den Invaliden nach der Rue de Monsieur, den sie von Herrn von Mornay geführt zu Fuß zurücklegte, nicht erkannt. In einer Entfernung von wenigen Schritten folgte ihr der Graf von Paris, den Herr von Casteyrie an der Hand führte. In größeren oder geringeren Entfernungen kamen die übrigen Personen ihres Gefolges, die sich absichtlich vereinzelt hatten, um jedem Verdachte aus dem Wege zu gehen; endlich der Herzog von Nemours, der sie nie aus den Augen verliert. Seinen inständigen Bitten gibt die Herzogin von Orleans nach und willigt ein, sich noch demselben Abend mit dem Grafen von Paris unter der Bedingung zu entfernen, daß sie auf einem in der Umgegend von Paris gelegenen Schlosse eine günstige Wendung der Ereignisse, welche der folgende Tag bringen würde, abwartete *). Beim Einsteigen in den Wagen sagt sie zu einer von den Personen, welche ihr den ganzen Tag gefolgt waren: „Auf mein Wort, morgen oder in zehn Jahren komme ich hierher zurück.“

Das Rollen des Wagens in diesen stillen Straßen zur Abendzeit zog die Aufmerksamkeit einiger Insurgenten auf sich. Sie schrien dem Kutscher zu, anzuhalten und legten auf ihn an. Er kehrte sich aber nicht daran, sondern

*) Als der Herzog von Nemours seine Schwägerin und Neffen in Sicherheit gebracht hatte, blieb er noch einige Tage in Paris, in der Hoffnung, die Truppen wieder zusammenbringen zu können.

jagte seine Pferde zwischen einer Barrifade hindurch, auf die Gefahr hin, den Wagen in Stücke zu fahren, und auf diese Weise entkam er aus Paris.

In der Nacht kam man in diesem unbewohnten Schlosse an. Der erste Gedanke der Herzogin war der, ihrem armen angegriffenen und erschöpften Kinde Essen und Ruhe zu verschaffen. Aber sogar dieses hatte seine Schwierigkeit, denn man wagte kein Feuer anzuzünden, aus Furcht, der Rauch möchte den Dorfbewohnern die Anwesenheit der Herzogin verrathen*). Sie legte ihn dann darauf in ihr Bett und als sie sah, daß er sanft eingeschlafen war, befiel ihr Herz zum ersten Male ein Gefühl von Furcht.

Vielleicht sind die schrecklichen Februarstürme während der Tage, wo König Ludwig Philipp sich vergeblich nach England einzuschiffen suchte, noch nicht ganz vergessen. Die Herzogin nahm das Heulen des Sturmes in den hohen Fichten für Trommellärm und fürchtete, in jedem Augenblicke das Zimmer, in welchem ihr Kind ruhte, erstürmt zu sehen. Die Nacht auf den Freitag, und dieser Tag selbst vergingen ihr in dieser qualvollen Lage. Sonnabend, den 26., brachte man den Herzog von Chartres noch krank zu ihr, aber übergücklich, Mutter und Bruder wiedergefunden zu haben, waren alle Gesichter von Freude verklärt.

Die schlechten Zeitungen, welche gleichzeitig von Paris mit einliefen, erstickten sie. Herr von Mornay theilte persönlich mit, daß keine Minute Zeit zu verlieren sei, um die Grenze zu erreichen, und brachte alsbald einen Paß für Deutschland, den er mit großer Mühe erlangt hatte. Die Herzogin wandte noch Vieles dagegen ein; sie hatte

*) Das Schloß Bligny, wohin sich die Herzogin von den Invaliden aus, rettete, gehörte dem Vicomte Leon von Montesquion, Sohn des Grafen Anatol von Montesquion.

sich wohl dazu verstehen wollen, Paris zu verlassen, aber sie wollte nicht aus Frankreich hinaus. Auch der Graf von Paris sagte wiederholt: „er wolle in seinem Lande bleiben“, in welchen Worten die Mutter einen Fingerzeig vom Himmel sah. Man gab jedoch nicht nach; die Herzogin mußte sich fügen und zur Abreise ihre Anstalten treffen. Es war 10 Uhr Abends. Als nach Verlauf einiger Minuten Herr von Montesquiou wieder zu ihr kam, um ihre letzten Anordnungen entgegen zu nehmen, fand er sie auf den Knien und mit lauter Stimme betend; der Graf von Paris ihr zur Seite und der Herzog von Chartres auf seinem Bette, gleichfalls mit gefalteten Händen. Er hörte eben noch die Worte: „Mein Gott, beschütze Frankreich! beschütze meine armen Kinder; schütze die großmüthigen Freunde, die sonder Furcht uns in diesen harten Tagen Gastfreundschaft erwiesen haben; lasse sie ihnen eine Quelle reichen Segens werden, und verhüte, daß das Angedenken an unsern Aufenthalt bei ihnen für sie unheilvoll wird!“

Der in Strömen niederstürzende Regen, das Heulen und Wüthen des Sturmes, die stockfinstere Nacht machten die Abreise noch grauenvoller. Man war fast stumm; die Herzogin drückte ihren Gastfreunden nur die Hände und steckte ihnen die Ringe an, welche sie im Augenblicke trug.

Auf der ganzen Strecke von Pontoise nach Beaumont (zwei kleine Städte an der Nordeisenbahn) waren die Eisenbahnschienen schon aufgebrochen, die Brücken in Brand gesteckt. Man mußte Postpferde nehmen, um nach Amiens zu kommen. In Lille war man genöthigt stundenlang auf den belgischen Zug zu warten. Die Herzogin blieb mit ihren Söhnen im Wagen. Jemand erkannte sie, aber es fand sich kein Verräther.

Als die Herzogin die Grenze passirte, brach sie in einen heftigen Thränenstrom aus. Herr von Mornah, der sie begleitete, vermochte die seinigen nicht zurückzuhalten.

„Die Gründe, warum wir Beide weinen, sind sehr verschieden,“ sagte sie zu ihm; „Sie weinen vor Freude, daß wir gerettet sind; und ich, ich weine vor Schmerz, daß ich Frankreich verlassen muß; dieses Frankreich, für das ich allen Segen vom Himmel ersehe. Wo ich auch sterben mag, soll es wissen, daß der letzte Schlag meines Herzens ihm gehört!“

„Sobald ich auf den Gedanken komme,“ sagte sie mehrere Jahre danach, „daß ich Frankreich wohl nie wieder sehen könnte, so fühle ich, daß das Herz mir brechen will.“

VII.

Es widerstrebte der Natur der Herzogin von Orleans, dem Schmerze lange Zeit hindurch über sich gebieten zu lassen. Schnell kam ihr der Muth wieder zurück; nicht sowohl jener Muth, der uns über ihn hinwegträgt, zum Handeln kräftig antreibt, womit sie nichts mehr zu schaffen hatte; sondern mehr jene lebhaftes Resignazion, die in einzelnen Augenblicken sich sogar bis zur Heiterkeit verstieg, wie sie sie in tagtäglichem Gebete von Gott ersuchte und zu öfterst auch gewährt erhielt.

„Wer weiß“, sagte sie nach ihrer Ankunft in Köln, „ob nicht vielleicht diese Prüfung meinen Söhnen zum Heile gereicht; diese Verweisung aus ihrem Vaterlande wird in ihrer Erziehung die nämlichen Dienste leisten, welche ihr Großvater derselben verdankte. Wer weiß, ob sie nicht noch besser für sie ist als eine andere?“

Sie hatte von Paris nichts mit fortgenommen, wie man sich leicht denken wird. Der geringe Geldvorrath, den sie in der größten Eile zusammengerafft, war bereits von der Reise aufgezehrt worden. Förmlich von Allem entblößt hat sie die ersten Tage ihrer Verstoßung zubringen müssen. Die Familie ihrer Mutter hatte sich allerdings beeilt, ihr mit gastfreundlicher Aufnahme und mit mehr

noch als dieser, mit Allem, was eine aufmerksame Zuneigung damit verbinden ließ, entgegen zu kommen. Sie war davon gerührt, erklärte aber auch auf das Bestimmteste, daß es ihr unmöglich wäre, mehr als Wohnung anzunehmen. Nur unter dieser Bedingung nahm sie in den ersten Tagen des Monat Mai 1848 ihre Wohnung zu Eisenach. Hier lebte sie denn auf die einfachste, ja sogar sehr ärmliche Weise bis zu dem Augenblicke, wo sie Sicherheit über das ihr bleibende Vermögen erlangt hatte. Unter allen ihren Prüfungen machte ihr diese eine die geringste Sorge. Um die Wahrheit zu sagen, so dachte sie nicht einmal daran; sie überließ es der Königin von Belgien, die für sie sich darum bekümmerte. Sie schickte so schnell wie möglich eine gemeinsame Freundin nach Eisenach, um mit Gewißheit zu erfahren, daß ihre Schwägerin und ihre Nessen an Nichts Mangel hätten. Diese Freundin fand sie in einem großen Zimmer ohne Feuer, in einer ganz leichten Kleidung, wie sie es war, als sie die Tuilerieen verließ. Die Ofenhitze konnte sie nicht vertragen und ein Kamin in diesem Theile Deutschlands ist ein ganz unbekanntes Ding. Die Herzogin scherzte in muntre Laune über diese Noth. Was war ihr daran gelegen?

Eine weniger erhabene und nicht so sanfte Seele würde von diesen tausenderlei Sorgen für Nebendinge, welche den Geist einnehmen und ihn deßhalb oft mehr als das Unglück niederbeugen, viel zu leiden gehabt haben. Als Verbannte an die Orte wieder zurückkommen, welche sie mit den glänzendsten Hoffnungen erfüllt, hatten abreißen sehen: binnen wenigen Stunden sich aus der größten in eine sehr bescheidene Existenz versetzt zu sehen; aus einer unaufhörlichen Unruhe in die eintönige Ruhe einer kleinen Stadt kommen; auf die Ueberspannung während der letztvergangenen Wochen in eine unfreiwillige Unthätigkeit gerathen: das gab gewiß Veranlassung genug, in ihr jene Langeweile, jenen Widerwillen entstehen zu lassen, der die Seelenharmonie stört und ihr, wenigstens zeitweilig, ihre Kraft zu

benehmen scheint. Aber die Herzogin von Orleans wußte ebenso wenig etwas von kindischem Schmerze als sie etwas von kindischem Vergnügungen wußte. Sie war groß im Leiden wie sie auch groß in der Freude gewesen war; und ihr Herz, das nicht daran dachte, aus dem Herzen kommende Worte des Trostes zurück zu weisen, nahm sie mit Einfachheit, ja fast mit Heiterkeit auf. Ihr wirkliches Leiden bewahrte seine Zurückgezogenheit, seine Tiefe, seinen heftigen Schmerz.

„Frankreich habe ihr nicht in Allem, was sie von ihm erwartete, Wort gehalten aber es würde sich ermannen, würde begreifen, daß es das Opfer einer fürchterlichen Ueberraschung gewesen. Hinter diesem Sturme her, nach der Erschlaffung, die ihm folge, würde das Gute doch schließlich den Sieg gewinnen. Man müsse mit Geduld harren, ohne bitteren Rückblick auf die Vergangenheit, mit Dankbarkeit für das, was noch bleibe.“

Wir können es nicht verschweigen: es giebt nichts Erquicklicheres und Wohlthuenderes, als die Aufnahme, welche die Herzogin bei den Bewohnern Eisenachs fand. Auf tausenderlei Weise sprach sich ihre zurückhaltungsvolle Theilnahme mit ihrem Schicksale aus. Man mußte sich sagen, daß die Herzen von einem ehrfurchtsvollen und innigem Mitleiden durchdrungen waren. Sobald sie über die Straße ging, so wagte man kaum die Augen zu ihr aufzuschlagen, so sehr fürchtete man, ihrem Schmerze zu nahe zu treten; aber ihm eine Zerstreuung zu bieten, ihn zu lindern, darauf richteten sich die Gedanken Aller. Mit der Rückkehr des Frühlings füllte sich ihr Zimmer, dem jeder andere Luxus abging, mit Blumen. Die Wohlhabenden brachten seltene Blumen in dasselbe, die Armen Blumen von Wiese und Feld; aber Alle zahlten ihren Tribut

„Wir haben Frieden mit allen Klagen“, schreibt sie vom 20. Mai 1848, „wir sind in einem friedlichstillen Thale, wo die Anarchie, die überall tobt, noch schweigt.

Sie haben erfahren, daß ich die Gastfreundschaft angenommen, die mir die väterliche Güte meines Oheims angetragen hat. Unsere Wohnung entspricht genau unserem Bedürfnisse: eine reizende Behausung, ein prächtiges Land, brave Leute, nicht zudringlich und voll von das rechte Maß einhaltender Sympathie, Ruhe und Unabhängigkeit Ich danke dem lieben Gott, daß er uns diesen Zufluchtsort gegeben. Aber bisweilen stören die Trennung von allen denen, die mir so lieb und werth sind, die Entfernung von dieser Familie, die ich so zärtlich liebe, von dieser Mutter, die ich verehere, von der Schwester, die mein Engel des Trostes, die Besorgnisse vor der Zukunft, das schmerzliche Zurückkommen auf die Vergangenheit, meinen Herzensfrieden und lassen mich fast das Gute verkennen, das Gott mir noch schenkt. Manchmal fühle ich mich an's Ende der Welt verwiesen, todt und doch voll Leben; voll brennenden Verlangens, mich dem Lande zu weihen, das ich so sehr liebe, und von einer Kette gehalten, die bei jedem Athemzuge mir eine Wunde macht. Mein Dasein ist nur noch ein unaufhörlicher innerer Kampf, in dem ich nur den einen Wunsch empfinde: Frankreichs Glück und Heil. Dieses Gebet macht mich ruhig; ich habe kein inbrünstigeres für dieses Land, das ich immer so leidenschaftlich liebe Aber wir wollen uns nicht sinken lassen, wir müssen uns aufmachen, immer vorwärts wandern, niemals seufzen, den Blick fest nach oben richten, von wo Kraft und Trost nicht für immer ausbleiben werden!"

Während sie dies schrieb, wurde durch einen blutigen Kampf noch einmal das Schicksal des von ihr so heiß geliebten Landes in Frage gestellt. Die vier Tage im Juni, welche der Kampf dauerte, waren für sie schrecklicher als die ihrer eigenen Gefahren. Welches bittere Leiden, mit den Worten eines patriotischen Stolzes gemischt, spricht sich aber auch in dieser Zeit in ihren Briefen aus!

„O, meine theuerste Freundin!“ schreibt sie den 9. Juli 1848, „welche Angst, welche Höllequal habe ich ausgestanden in den vier Tagen banger Erwartung, wo das Schicksal Frankreichs und gleichzeitig der ganzen sittlichen Welt in Paris entschieden wurde! wo unsere Freunde und Beschützer, wo die Familie von denjenigen, die sich uns im Auslande zu eigen geben, die größten Gefahren liefen. Ich konnte nichts anderes thun als zu Gott rufen! Gott hat Frankreich gerettet, er hat unsere Freunde bewahrt, ich preiße ihn dafür, und doch erliegt mein Herz der Last der Traurigkeit. Was für ein Sieg ist es gewesen! In welcher Zeit leben wir denn, um derartige Kämpfe vor uns zu sehen! Mit welcher Energie hat man aber auch Widerstand geleistet! Welchen Heldenmuth, welche Standhaftigkeit hat man bewiesen! Hat Blut fließen müssen, so dürfen wir doch Gott loben, daß es nicht im Namen Eines von uns vergossen worden ist. Die Männer, welche augenblicklich die Gewalt in den Händen haben, haben Frankreich gerettet; sie stellen die Ordnung wieder her; sie ergreifen weise und energische Maßregeln. Ich fürchte indessen, es sei dem Lande vorbehalten, noch sehr viele aufeinander folgende Krisen durchzumachen, ehe es auf festen und dauerhaften Grundlagen zur Ruhe kommt. Armes Frankreich! gleich groß im Unglücke wie im Ruhme, aber immer ohne Maß!“

Zu Anfang des Sommers 1849 verließ die Herzogin von Orleans Eisenach, um sich nach England zu begeben. Bei aller Aufregung über ein solches Wiedersehen war ihre Freude doch groß, mit ihrer Familie wieder zusammen zu sein. Der Ton, in welchem sie während dieses Aufenthaltes ihre Correspondenz führte, läßt uns einen beruhigten und vergleichsweise sogar glücklichen Gemüthszustand erkennen. Wir wollen uns keinen von den Ausdrücken ihrer Heiterkeit, die in ihren Briefen da und dort zerstreut sind, entgehen lassen.

„Ihr Brief hat mich ganz im Familienkreise getroffen“, schreibt sie von St. Leonards; „unsere Ueberfahrt war schlecht, wir hatten stehenden Wind, wie die Seelenute sagen, und das Meer ging hohl, so daß unsere Ankunft sich sehr verzögert hat und wir fürchterlich krank geworden sind. N. . . ausgenommen haben wir Alle an diesem schrecklichen Uebel, das ich für schlimmer halte als den Tod, gelitten; dieser vernichtet Einen, während jenes abstumpft. Meine Kinder haben nicht lange gelitten; der eine geduldig und immer an die denkend, die ihn verpflegten; der andere mit einer wenig bemeisterten Wuth gegen ein Uebel, unter dessen unerbittliche Herrschaft er sich nicht bequemen wollte. Anstatt um 7 Uhr Morgens in London an's Land zu steigen, sind wir erst 4 Uhr Nachmittags angekommen. Meine Schwester Louise hat uns acht geschlagene Stunden am Ausschiffungsplatze erwartet! Sie können glauben, was für ein Wiedersehen dieses für mich gewesen. Es läßt sich nicht beschreiben. Ich habe sie besser gefunden als ich erwartete; aber leider ist diese Täuschung bald geschwunden, und ihr trockener Husten sowie ihre Magerkeit beunruhigen mich in hohem Grade. Chomel (Leibarzt der Familie) kommt heute Morgen und wird uns darüber aufklären, wie weit unsere Befürchtungen von diesem Uebel gehen sollen. Gebe Gott, daß er meine Besorgnisse nicht noch vergrößert! Aber nicht genug möchte ich die Güte Gottes, die unsere Mutter wieder hergestellt hat, zu preisen und zu erkennen vermögen. Sie ist wohler als bei meinem Weggange von ihr und so liebevoll, so zärtlich, so engelgut für uns! Wir haben sie gleichfalls mit der ganzen Familie an einer anderen Station angetroffen, wo sie uns mit fieberhafter Ungeduld erwartete. Der Vater war bewegt und herzlich, die Brüder und Schwestern vortrefflich. Der Vater ist etwas magerer geworden, sieht aber wohl aus und fühlt sich nur des Abends, wenn die Müdigkeit ihn übermannt, etwas matt; sonst besitzt er eine Kraft und Klarheit des Geistes und eine Erhabenheit des Gefühles,

die man in einem so großen Unglücke bewundern muß. Bei unserer Ankunft haben wir mehrere Freunde auf Besuch hier angetroffen, so daß dieses Weilen im lieben Kreise der Familie und in Umgebung von alten treuen Freunden mich in den ersten Tagen vollständig hat vergessen lassen, wo wir uns befinden und das glückliche Gefühl ließ die Leiden nicht aufkommen, das sich vor so süßen Eindrücken ganz zurückgezogen. Nach und nach kommt man wieder zu sich und empfindet von Neuem die volle Bitterkeit der gegenwärtigen Lage. Immerhin mildert die Vereinigung, der beständige vertraute Umgang mit so vielen edlen und geliebten Wesen in Etwas diese Bitterkeit und wird zum Tröster vieler Schmerzen. Ich habe die Freude genossen, sie Alle über meine Kinder, besonders über Paris recht überrascht zu sehen. Der König, Mama, meine Brüder, Jedermann findet, daß er sich außerordentlich entwickelt hat und Alles freut sich darüber mit wahren Interesse. Mama war recht glücklich, die beiden armen Kleinen wieder zu sehen, und ihr Ritter nimmt noch immer ein besonderes Plätzchen in ihrem Herzen ein. Aber dabei beweist sie auch Paris eine unendliche Zärtlichkeit, und dieser erwidert alle diese Beweise von Theilnahme wärmer als seine natürliche Zurückhaltung ihm bis jetzt gestattete. Er befindet sich augenblicklich in einem Entwicklungsstadium, über das Herr Regnier sich sehr befriedigt äußert *). Die Reise und die Menge der Dinge, die er gesehen, tragen gewiß viel dazu bei."

Eine andere Mittheilung in dem Augenblicke, wo sie nach Eisenach zurückkehrte, sagt: „Unser Familienleben hier

*) Herr Regnier, gegenwärtig Mitglied des französischen Institutes wurde im Jahre 1843 die Erziehung des Grafen von Paris übertragen. Er hat die Herzogin von Orleans von dem Augenblicke an, wo sie die Tuilerieen verließ, bis zu dem Tage, wo er die Erziehung mit dem günstigsten Erfolge vollendet hatte, und nach Frankreich zurückkehrte, nicht verlassen.

ist sehr erquicklich. Ich bin viel mit der Königin und auch mit dem Könige zusammen, dessen innige Herzlichkeit mit jedem Tage zunimmt, und in die ich mich so sehr hineingelebt habe, daß ich dem Augenblicke unserer Trennung mit Bangigkeit entgegen sehe. Ich gedenke, mich öfterer bei meiner Familie einzufinden und zu verweilen. Mein nächster Aufenthalt wird bei Gelegenheit der ersten Communion meines so lieben Kindes sein."

Wirklich kam auch die Herzogin von Orleans nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Eisenach wieder nach Claremont zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit der religiösen Vorbereitung ihres älteren Sohnes zu der wichtigen Handlung. Sie wohnte dem Katechismusunterrichte bei, den der Abbe Guelle ihm ertheilte, machte die Retraite mit ihm durch, und wo sie sich nicht thätig seinen Handlungen anschließen konnte, da war sie wenigstens durch Gebet und durch jenes herzliche und redliche Wollen mit ihnen eins, das ihr Gott an ihren Kindern gesegnet und das er sicherlich in die Wagschale der Gerechtigkeit für sie gelegt hat. Ueberdies steht die Lehre der Lutheraner über das heilige Abendmahl der katholischen Kirchenlehre viel näher als die anderen protestantischen Kirchen. In dem feierlichen Augenblicke, der ihren Sohn in das christliche Leben einführte, empfand sie vielleicht die Verschiedenheit ihres Bekenntnisses und das ihrer Kinder weniger hart, weil es von der Empfindung ihrer Einheit gerade über den Punkt, der die Herzen beider inne hatte, beherrscht wurde.

Wir werden uns nicht erlauben, in Einzelheiten über dieses Ereigniß einzugehen, die dem innigen Verhältnisse zwischen Mutter und Sohne vorbehalten bleiben müssen. Doch glauben wir die ergreifende Mittheilung hier folgen lassen zu können, die die Herzogin von der Feierlichkeit gemacht hat und wie sie von vielen Freunden, die von Frankreich ganz besonders deswegen hinüber gekommen waren, als Augenzeugen mit angesehen worden ist.

„Am 20. Juli 1850, acht Uhr Morgens gingen wir mit dem Könige und der Königin und der ganzen Familie und zahlreichen treuen Freunden, die sich eingefunden, nach der kleinen französischen Kapelle in London. Paris erhielt seinen Platz am Fuße des Altars, zwischen dem Könige und mir, vor einem Betpulte, auf dem eine brennende Wachskerze stand. Am linken Arme trug er eine weiße Schärpe als Sinnbild der Reinheit. Vor der Messe hielt der Abbe Guelle eine schöne und ergreifende Ansprache an ihn, dann las Dr. Wiesemann, Bischof von London die Messe. Im Augenblicke vor der Kommunion redete ihn der Bischof ebenfalls mit einigen sehr gediegenen Worten an, worauf der Abbe Guelle mein theures Kind zum Altar führte. Er kniete nieder und empfing den Leib des Herrn mit einer Ehrfurcht und einer Andacht, die das Herz erhoben. Auf dem Rückwege zu seinem Betpulte ging er vor dem Könige weg, der die Hand aufhob, um ihn zu segnen. Dann wandte sich mein theures Kind instinktmäßig zu mir und sah mich mit einem Blicke an, den ich nie vergessen werde und den zu beschreiben, kein Wort genügt. Der Bischof hielt noch eine kurze Ansprache an ihn, worauf der Schluß der Messe folgte und wir die Kapelle mit tiefbewegtem Herzen verließen. Paris' Haltung war für sein Alter staunenswerth; Reinheit und Würde sprachen sich in seinem ganzen Wesen aus. Daher war auch Jedermann voll davon, nicht allein der König, der zu ihm sagte, es sei dies einer der schönsten Tage seines Lebens, nicht allein die Königin und meine Brüder, die tief bewegt waren, sondern die Fremden, Unbetheiligte, aus Neugierde herzugekommene, Alle waren von der Unschuld, der Frömmigkeit, der Gefeßtheit und Einfachheit des Kindes betroffen. Alles weinte vor Rührung und Theilnahme. Der arme Robert war während dieser Feierlichkeit ganz durchdrungen. Um zwei Uhr fanden wir Alle uns wieder in der Kapelle ein, mit alleiniger Ausnahme des Königs, dessen Gesundheit große Schonung verlangt. Auch der Bischof war wieder

gekommen. Man sang die Vesper; und nach dieser hielt der Abbe Guelle eine ergreifende Predigt; wonach Paris am Fuße des Altars mit lauter Stimme und im festesten Tone die Erneuerung seines Taufgelübdes vorlas. Endlich kehrten wir wieder zurück, das Herz mit Dank erfüllt gegen Gott, der seinem Sohne die Kinder zu sich kommen und sie segnen hieß.“

Von einem Ausfluge nach St. Leonards zurückgekommen, fand die Herzogin von Orleans die Gesundheit des Königs so weit geschwächt, daß sie nicht mehr daran dachte, ihn noch einmal zu verlassen. Sie hatte sich ganz in seiner Nähe, in Richmond, eingemietht, als er schon, am 26. August des nämlichen Jahres im vollen Besitze seiner Geisteskräfte und mit der ruhigen Miene eines braven Mannes starb. Er hatte noch, von den Seinigen umgeben, denen er sich stets als das zärtlichst besorgteste Familienhaupt bewiesen hatte, die Sacramente seiner Kirche empfangen. Sein Leben ging im Exile zu Ende, wie auch seine Jugend in demselben vergangen war, aber dafür hatte das reife kräftige Mannesalter seinem Lande seine Früchte getragen, und die achtzehn Jahre des Friedens, des Glücks und der Freiheit, die Frankreich ihm verdankt, gaben ihm ein Anrecht auf ein glücklicheres Lebensende. In seinen letzten Worten empfahl er seinen Kindern an, sich nicht von der Königin zu trennen. Alle antworteten darauf, indem sie sie dabei umringten: Sie wird heute unser Mittelpunkt; wir wollen sie nicht verlassen*). Bald nachher (11. Okt.

*) Nach dem Tode des Königs wünschten die Anhänger der Familie Orleans, daß die Regentschaftsfrage, jeder Eventualität gegenüber, ihre sofortige Erledigung fände, damit im geeigneten Augenblicke alle Herzen sich einigen könnten und ihnen in dieser Beziehung keine Ungewißheit ließe. Die Herzogin von Orleans sprach sich auf das Bestimmteste gegen die Möglichkeit aus, selbst die Regentschaft zu übernehmen, und aus Besorgniß, ihre Gründe, die sie ziemlich lebhaft und klar ent-

1850) fanden sie sich mit ihr wieder um ein Todtenbett vereinigt, um das geliebteste, seltenste Wesen, das je die Erde gekannt, zu beweinen. Die Königin von Belgien folgte ihrem Vater nur wenige Wochen später in die Ewigkeit nach. Der Eindruck, den ihr Tod in Belgien verursachte, die Trauer, die die ganze Bevölkerung bis in die dürrigsten Hütten hinab anlegte, welche Verehrung ihrem Andenken gezollt wurde; das ist genugsam und Jedermann bekannt. Aber welche Lücke ihr Verlust in ihrer Familie zurückließ, welchen Platz sie in derselben eingenommen, das weiß Niemand in ausreichendem Maße.

„Ihnen die Verlassenheit beschreiben wollen,“ heißt es im Briefe der Herzogin von Orleans vom 12. Okt. 1850, „in die wir Alle uns durch den Verlust unserer von der Vorsehung auf dieser Erde versetzt fühlen, würde vergebliche Mühe sein! Gott hat uns unsern Engel entrißsen; er weiß, was gut ist, aber wie unerforschlich sind seine Wege! Das Unglück, welches uns betroffen, hat nicht unser Herz allein verwundet; jeder Tag wird uns die Tragweite desselben noch mehr einsehen lernen! Wir beweinen in ihr nicht nur eine Freundin, sondern auch eine Stütze. Seitdem dieser Schutzengel nicht mehr über mich wacht, fühle ich mein Dasein von Neuem recht bloß gestellt und ich verschließe mich in eine stumme Trauer, die

gegengestellt, möchten bei denen, mit denen sie diese Angelegenheit besprach, nur einen vorübergehenden Eindruck hinterlassen, so wollte sie sie schriftlich aufheben und brachte auch wirklich mehrere Stunden damit zu, eine Denkschrift zu diktiren, in der sie alle Motive anführt, die sie nach ihrer Meinung zur Regentschaft ungeeignet machten. Die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses gehörte mit zu den aufgestellten Punkten. Ihre Schlußfolgerung lief darauf hinaus, daß sie die Regentschaft als der Königin gebührend betrachtete. Diese Denkschrift existirt und liefert einen neuen Beweis von ihrer Ehrfurcht vor der Königin und ihrer erhabenen Anschauungsweise aller Dinge.

die mich sogar die, welche mir auf dieser Erde noch verblieben, so recht herzlich zu lieben fürchten läßt. Denn es ist nun das vierte Mal, daß Gott mir die Wesen entrißen hat, welchen ich von Grund meines Herzens mich hingegen hatte. Diese trüben Gedanken lassen mich manchmal selbst für meine Kinder zittern. Sie sind mir heute erst nur ein Gegenstand lieberoller Sorge; vielleicht verfallen sie aber mit dem Tage, wo sie meine mit Leidenschaft geliebten Freunde werden, dem Schicksale, das ich schon durch meine Liebe über so viele theure Wesen heraufbeschworen habe. Werden Sie diese Gedanken tadeln? Haben Sie Nachsicht mit mir; sehen Sie in ihnen nur die Folge einer Reihe von Unglücksfällen. Helfen Sie mir zu Gott beten, daß er die Bitterkeit der Leiden versüßt, mit denen er mich überhäuft. Könnten Sie doch unsere Mutter sehen! Könnten Sie aus ihrem Munde vernehmen, wie ihre Worte der Unterwerfung unter Gottes Macht und des Glaubens an ihn unsere Herzen in Erstaunen setzen! Sie verdient wahrhaftig den Namen einer heiligen Frau. Sie lebt nur noch für den Himmel. Ihr einziger Gedanke ist der, ihre Kinder in denselben eingehen zu sehen und sich selbst auf ihn vorzubereiten. Sie steht unendlich über den menschlichen Leiden erhaben, weil Gott sie zu sich zieht und ihr Kraft verleiht.... Leider muß ich darauf verzichten, ihr gleichzukommen; ich bitte Gott, mir diese große Traurigkeit, in welche mich dieser Verlust versetzt hat, vergeben zu wollen.“

Kein Ereigniß von Bedeutung unterbrach die traurige Einförmigkeit des Exiles der nächsten zwei Jahre, während solche harte Schicksalsschläge ihre Last nur vergrößerte. Die Herzogin von Orleans lebte theils in Eisenach, theils in England, wo sie (in England) auch die Nachricht von den Vorgängen des 2. Dezember (1852) erhielt.

So lange Frankreichs Schicksal noch nicht entschieden war, die Regierungsform, die Wahl der Familie, deren

Fürsorge dasselbe anvertraut werden sollte, erst in zweiter Linie zur Frage gekommen waren, während die Rechte der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst Gefahr liefen, erkannt zu werden, war sie dem Kampf mit ängstlicher Besorgniß aber auch mit Hoffnung gefolgt *). Und diese auf kein bestimmtes Ziel gerichtete Hoffnung, von der sie sogar wünschte, sie möchte sich nicht sofort verwirklichen, genügte vollkommen, ihrer Geduld eine Spannkraft zu verleihen, am fernem Horizonte ein Morgenroth leuchten zu lassen, ihr Flügel zu geben, um den Raum, der sie davon trennte, zu durchheilen.

Am 2. Dezember setzten die Ueberraschung, die Unge-
wissenheit, welchen Weg sie gehen sollte, die ängstliche Besorg-
niß für ihre Freunde alle ihre Seelenkräfte in Bewegung;
aber sobald sie sich sagen mußte, daß ein neuer Zeitraum
von unabsehbarer Dauer sich eröffnet habe, versiel sie in
eine tiefe, fast bittere Traurigkeit. Sonst so stark, ver-
mochte sie jetzt ihre Stimmung nicht mehr zu bemeistern;
sie hatte im Glücke als ein Gebieter dagestanden, sie hatte
die Herrschaft über sich selbst in der Gefahr behauptet,
war friedfertig im größten Unglück und ergeben in Gottes
Willen geblieben. Jetzt suchte sie es auf und von ihrem
Herzensfrieden war jede Spur verloren. Sie hätte wohl
gern sich darein ergeben wollen, aber ihr Herz empörte
sich dagegen. „Alles thut mir weh,“ sagte sie, „ja Alles,
sogar die Heiligkeit der bewundernswürdigen Königin. Es

*) Die Hoffnung verliert in meinem Herzen nicht an Kraft; ich
hege sie um der Zukunft meiner Kinder willen. Ich will nicht,
daß sie sich jetzt schon verwirklichen soll, ich würde es sogar
noch hinaus schieben, wenn die Ereignisse von mir abhingen.
Für den Augenblick beschränke ich mich darauf, die innigsten
Wünsche für dieses so kranke Land zu hegen und ich finde
meine Welt in der Erfüllung der heiligen Pflichten, die mir
Gott noch gelassen, in dem mir die Entwicklung meiner Kin-
der um die fortwährende Sorge, welche sie mir machen, Trost
gewähren.“

regt mich auf, sie nicht auch entrüstet zu sehen. Sie hat für Jeden ein Wort der Entschuldigung, ein Wort christlicher Liebe. Ich, ich kann nicht. Und Thränen glänzten in ihren Augen. Waren dies vielleicht Schmerzens Thränen, weil sie ihren Ehrgeiz getäuscht sah? Nein antworten wir, versteht man unter Ehrgeiz kleinliche Wünsche und Begierden und die egoistischen Vorurtheile. Aber ja ist zu antworten, wenn man dadurch jene Traurigkeit bezeichnen will, von der ein tiefes Seelenleben durch das Feuer seiner Hingebung, der der Zweck geraubt ist, verzehrt wird; wahr ist es, wenn man darunter jenes tief melancholische Gefühl, das eine verfehlte Bestimmung, ja mehr noch eine zwecklose Zukunft hervorruft, wie sie jetzt ihren Söhnen, welche weder ihrem Vaterlande noch ihrer Sache dienen können, bevorsteht. Sie erschöpfte ihre Kräfte in einem inneren Kampfe zwischen ihrem Glauben, der nicht zugeben konnte, daß ihr Herz der Bitterkeit Raum gab, und einer patriotischen Entrüstung, die die Thatfachen nur zu sehr rechtfertigten, bei der es ihr aber im ersten Augenblicke schwer wurde, ohne daß sie es wollte, nicht eine Persönlichkeit vor Augen zu haben und zwar in größerer Ausdehnung als der christliche Glaube bei ihr dies gestatten konnte.

Zu dieser Masse von Gedanken und verschiedenartigen Eindrücken kam noch eine gewisse krankhafte Unruhe über ihre Freunde hinzu, die für eine Sache litten, welcher sie selbst kein neues Opfer mehr zu bringen hatte. Ihre aufgeregte Phantasie stellte ihr die Leiden derselben im Exile viel größer vor. Sie sah sie, wie sie auf Jahre hinaus von ihren Familien getrennt und von ihrem Vaterlande entfernt waren, dabei von Allem entblößt. Die gute Absicht, sich um ihretwillen zu plündern, ihnen Beweise ihrer Theilnahme zukommen zu lassen, wurde beinahe zur fixen Idee. Einer von diesen Vertriebenen erzählte lächelnd und doch dabei tief gerührt, daß er in den ersten Tagen des Januar (1853) ein Päckchen mit Papiergeld von allen

Werthen, mit Gold aus allen Ländern erhalten habe. Sie hatte in aller Eile Alles zusammengerafft, was ihr unter die Hand gekommen, denn sie hatte sich vorgestellt, daß er und seine Gefährten bei ihrer übereilten Flucht aus Frankreich, die ihnen ihre Angelegenheit nicht erst in Ordnung bringen ließ, etwas Geld nöthig haben dürften.

Die Dekrete des 22. Januar ließen sie, in so weit sie selbst durch sie betroffen wurde, sehr gleichgültig; genau genommen, hätten sie ihr eher einige Erleichterung verschafft, wäre nicht die ihr angeborene Freigebigkeit etwas behindert worden. „Was uns betrifft,“ schrieb sie einige Tage vor der Veröffentlichung der Dekrete, „so wissen Sie, daß wir, Gott sei Dank! viel zu hoch stehen, als daß solche Maßregeln uns treffen könnten. Weit schlimmer ist es, daß man unser Vaterland zu Füßen tritt und unsere Freunde verfolgt. Wir würden uns mit der Gemeinschaftlichkeit der unserer theuern Sache gebrachten Opfer sehr gern einverstanden erklären, entzöge sie uns nicht den größten augenblicklichen Trost. So lange das Dekret noch nicht erschienen sein wird, bitte ich Sie, von den ihnen erteilten Vollmachten den ausgedehntesten Gebrauch zu machen; ich möchte nicht ganz der einzigen Freude entsagen, die uns im Unglücke bleibt.“

So verflossen einige Monate. Sie hatte von dieser schwierigen Zeit immer ein peinliches Andenken bewahrt. Vor ihren Söhnen war sie immer wieder im Besitze ihrer Kraft; sie war munter, so lange sie bei ihnen, und wußte mit einer bewundernswürdigen Einsicht jede unnöthige Traurigkeit von ihnen fern zu halten, eine heitere Atmosphäre um sie hervorzuzaubern, sie vor Langeweile, dieser Plage der Fürsten und diesem Wurm an der Entwicklung der Kinder, die den jugendlichen Geist mehr als die größten Unglücksfälle verflümmert, zu schützen; ohne daß sie ihnen nur einmal hätte vergessen lassen, daß sie vor den Grenzen ihres Landes standen und in einer Zeit ernster Prüfungen lebten. Sobald sie jedoch allein und sicher war,

daß ihre Söhne mit Arbeit oder Unterhaltung versorgt waren, so überließ sie sich tausend schmerzlichen Gedanken, die ein einziges Wort hervorbrehen ließ, wie jene Wunder, die eine zu heftige Bewegung wieder zerreißt. Bei einer Gelegenheit fragt sie einen Freund, von dem sie sich verabschiedete und dabei mit einer liebenswürdigen Theilnahme über die Seinigen einzeln sich erkundigte: „Wie heißt denn ihre Tochter?“ Sie hat den Namen Eurer Königlichen Hoheit, Helene,“ lautete die Antwort. Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus: „Ach, warum nennen Sie sie auch Helene? Dieser Name bringt Unheil!“ Mehrere Minuten lang vermochte sie nicht zu sprechen.

Um ihre innere Aufregung zu beschwichtigen, nahm sie ihre Zuflucht zu einer fast forcirten äußeren Thätigkeit: sie schien ihren Körper ermüden zu wollen, um ihrem Gemüthe Ruhe zu verschaffen. Weite Spaziergänge, fortwährende Bewegung leisteten ihr hilfreichere Hand, ihrem Denken eine andere Richtung zu geben als das Lesen und und die Musik, obwohl sie dieselbe liebte und auch recht gut verstand. Sie machte jedoch kein Hehl daraus, daß es ihr unmöglich war, Dingen, die ihren gewöhnlichen Reflexionen fern lagen, eine anhaltende Aufmerksamkeit zu widmen. Nicht ein Buch vermochte ihren Geist anhaltend zu fesseln, was damals selbst dem Gebete nicht gelang, nicht als ob „Gott nicht immer tief in ihrem Herzen gewohnt habe,“ aber sie fürchtete, ihn da zu suchen. Die Wirbel auf dem Wasserspiegel ließen sie jene ruhigen Tiefen nicht sehen, wo sein Bild sich wiederfindet.

Vor Allem war es nöthig, daß sie aus sich selbst heraus ging, dem Nachgrübeln sich entzog. Sie bekam Lust zum reisen, für einige Zeit „die schwere und entnervende Atmosphäre Englands, die sie tödtete,“ wie sie sagte, gegen ein belebenderes Klima zu vertauschen. Die letzten Monate von 1851 und einen Theil von 1852 brachte sie theils in Deutschland, wohin sie natürlich ihre Mutter rief, theils

in der Schweiz zu, welche sie noch aus ihrer Kindheit her liebte. Aber was den beiden Prinzen eine unendliche Freude machte, wurde der Mutter beinahe unheilvoll. In der Nähe von Lausanne, stürzte der Wagen an einer Stelle, wo der Weg oben an dem Rande des Ufers eines damals angeschwollenen Baches hinführte, um und rollte hinunter ins Wasser. Die Prinzen wußten sich im Nu wieder heraus zu arbeiten und sprangen mit einem Satz an den Rand. Aber als sie ihre Mutter suchten, um auch sie heraus zu bringen, bemerkten sie zu ihrem Schrecken nur noch ihre auf dem Wasser schwimmenden Haare. Sie war ohnmächtig geworden, und lag halb erdrückt unter Frau von B....., die gleichfalls das Bewußtsein verloren. Das Wasser ging bereits über ihr Gesicht. Mit unendlicher Mühe zog man sie heraus. Der erste Laut, den sie von sich gab, als sie wieder zu sich gekommen, war ein Freudenschrei, daß sie ihre Söhne gesund und wohl vor sich sah. Das schreckenbleiche Gesicht ihrer Kinder bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher die Mutter sich befunden; die kindliche Zärtlichkeit des Einen, die Zurückhaltung des Andern, die Geistesgegenwart beider ließen bei ihr einen weit lebhafteren Eindruck zurück als der Unfall selbst. Mit heiterer Laune sprach sie von ihrem zerbrochenen Schlüsselbeine, von den heftigen Schmerzen, die sie auf der Rückkehr nach Lausanne in einem Wagen, in dem jeder Stoß die arme Kranke doppelt leiden ließ, ertragen mußte. Mit tiefer Bewegung dagegen gedachte sie daran, wie besorgt ihre Kinder, ihre Freunde für sie gewesen, und besonders, wie die Königin von England zu ihr geeilt sei. Für eine so thätige und so nervöse Natur wie die ihrige war es indessen eine harte Aufgabe, mehrere Wochen lang ganz unbeweglich bleiben zu müssen; ihr sanftes Gemüth gewann indessen auch dieses über sich. So lange sie das Bett hütete, in einem fremden Hause, zeigte sie doch immer eine heitere Miene, obgleich sie bei aller Fürsorge ihrer Wirthsleute einer vortrefflichen und von

Mitleid und Theilnahme ganz durchdrungenen Familie, sich tausenderlei Dinge abgehen lassen mußte.

Sobald die Herzogin von Orleans wieder so weit hergestellt war, daß sie Lausanne verlassen konnte, reiste sie nach England zurück. Zu Anfang des Herbstes mietete sie in Devonshire, der südlichst gelegenen Provinz Englands, deren Anblick an einem heiteren Tage an Italien denken läßt, eine Wohnung. Aber die Nebel, denen sie aus dem Wege hatte gehen wollen, verfolgten sie auch da. Vom November bis zum nächsten April genoß sie die schöne Aussicht auf Rittly, auf seine Wälder mit Bäumen aller Art, seinem großen See, der mit dem Meere in Verbindung steht, nur durch einen dichten grauen Nebelschleier und heftige Regengüsse. Diese Wintertage, die so langen Abende ohne irgendwelche Zerstreuung waren ganz dazu angethan, ein Gemüth, das minder reich ausgestattet war, niederzubeugen. Sie nahm diese langweiligen Tage geduldig hin; oder vielmehr die beständige Beschäftigung mit den Andern, das Verlangen, den sie umgebenden Kreis zu erheitern, hielt sie aufrecht. Ihre heitere Laune ließ es nicht an sich fehlen. Die schmutzigen Wege hielten sie nicht ab, die Umgegend zu durchstreifen, die armen Familien aufzusuchen, an den Feldarbeiten Gefallen zu finden, um in ihren Söhnen Geschmack an denselben zu erwecken. Da sie selbst von diesem auf die Natur sich stützenden Leben zehrte, das den Seelenkräften immer neue Kraft gab, und fortwährend darauf bedacht, die unvermeidlichen Nachtheile einer abgeschlossenen und "Sondererziehung" zu bekämpfen, so suchte sie in der Wirklichkeit nach Kenntnissen und Eindrücken.

"Rittly fängt an reizend zu werden," schrieb sie zu Anfang April. "Der Frühling hat ihm Annehmlichkeiten mitgebracht, die ich vorher nicht kannte. In den Straßen ziehen sich blühende Hecken hin, das Wasser ist lebendig geworden, und die Wälder bieten wieder Schatten. Der

Ort hat etwas Wildes, da die Menschenhände nur wenig für ihn thun und doch ist hier so angenehm wohnen. Ich habe mit den Familien in der Nachbarschaft Bekanntschaft gemacht; sie sind sehr zuvorkommend und freundlich."

Sie besuchte sie, lud sie nach Kittly ein und um es ihnen heimischer bei ihr zu machen, sprach sie mit ihnen Englisch, so gut es gehen wollte, und lachte über die dabei vorkommenden Fehler. Nirgends war eine herzlichere Aufnahme zu finden denn bei ihr als Herrin des Hauses. Einige Notizen, die während eines zeitweiligen Aufenthaltes bei ihr jeden Abend niedergeschrieben wurden, zeigen uns an ihr diese neue Seite und geben uns eine liebliche Vorstellung von der Fürsorge und den Aufmerksamkeiten, mit denen sie ihre Gäste überhäufte. Man liest aus ihnen ein beständiges Verlangen, Andern angenehm zu sein, ohne daß sie selbst mit ihrer Person dabei im Spiele gewesen, wie man es selten bei einer Frau findet, heraus.

Montag, 20. Juni 1853. „Ich war eben aufgestanden und begab mich an meine Toilette, als ich leise an meine Thür klopfen hörte. Ich sah die Herzogin, die schon vollständig angekleidet war, hereinkommen, in der Absicht, mich zu fragen, ob mir auch Nichts fehle und ob ich nicht müde sei von meiner Reise. Sie setzte sich und wir fingen an uns mit einander zu unterhalten, darauf kam Jemand und meldete, der Arzt sei da. Sie verließ mich schnell, um mit ihm hinauf zu einer kranken Kammerfrau zu gehen. Diese ist eine Deutsche und der Arzt spricht nur Englisch; sie wollte dabei die Fragen des Arztes und die Antworten der Kranken übersetzen. Nach wenigen Minuten kam sie zurück. Wir nahmen unsere Unterhaltung wieder auf, die mehrere Male durch Befehle, die sie für häusliche Angelegenheiten zu geben hatte, unterbrochen wurde. Dann kam die Zeit zu einer Geschichtsstunde, welcher sie immer beiwohnt und die sie zu ihren Kindern rief. Zu Mittag haben wir uns zu Tische gesetzt; hier so wenig wie anderwärts etwas Besuchtes; Alles ist einfach und ansprechend

wie sie selbst. Es scheint mir, daß es hier in der Anordnung einer jeden Sache eine gewisse Eleganz gibt. Man bemerkt keinen kleinlichen Luxus, keine übertriebene Bequemlichkeit, die auf eine zu große Beschäftigung mit dem materiellen Wohlbefinden rathen ließe. . . . Die Dienerschaft hat das Ansehen, als ob sie zur Familie gehörte; sie haben nicht das gezwungene Wesen von Leuten, die man nicht sowohl um ihrer Ergebenheit als um ihres guten Aussehens willen gewählt hat. Dieses Innere konnte mir überall gefallen.“

Den 21. „Wir sind Mittags von Rittly ausgegangen und um 9 Uhr Abends von Hunger und Müdigkeit geplagt, aber über den Tag entzückt nach Hause gekommen. Die Pferde der Herzogin waren krank, was ihnen öfters widerfährt, denn sie schonen sie nicht sehr. Wir haben einen kleinen Miethwagen genommen: ich kann versichern, daß unsere Equipage nicht weniger als glänzend war. Wir, die Prinzessin und ich, konnten uns des Lachens nicht enthalten, als am Eingange des Parkes von Mount-Edgcombe der Verwalter des Lord Mount-Edgcombe, der wußte, daß wir hier waren, uns auf einem prächtigen englischen Pferde entgegengeritten kam und uns mit aller möglichen Feierlichkeit die Entschuldigungen seines Herrn, nicht selbst kommen zu können, überbrachte. Sein ehrfurchtsvoller Ernst stand mit unserm armseligen Wagen in großem Widerspruche; aber ich sagte mir, daß, wenn man nur die Person ansah, welche darin saß, Niemand ein Mißverständniß begangen haben würde. Auch in Bauernkleidern und in einem Karren würde sie als die erscheinen, die sie ist. Auf dem Rückwege, den wir auf dem Meere nahmen, legte sich das Boot einen Augenblick auf die Seite; die Prinzessin stieß einen Schrei des Schreckens aus; ich mußte lachen, denn ich erinnerte mich der viel ernstern Gefahren, bei denen sie nicht bleich geworden. Ich bemerke übrigens, daß sie nie ein Wort von diesen Augenblicken ihres Lebens verlauten läßt. Ich glaube,

sie ist sich des Muthes nicht bewußt, den sie damals gehabt hat, denn niemals sieht sie sich selbst handeln.“

22. Regentag. Keine Möglichkeit von der Stelle zu gehen. Rittly ist in sein Nebelkleidung eingekleidet. Wir sind den ganzen Tag bis zum Abend zusammen geblieben und ich habe nicht einen Augenblick Langeweile empfunden. Wir haben Polyunkte zu lesen angefangen. Sie findet alle Schönheit sehr richtig heraus, aber nach zwei Szenen waren wir in Paris. Die Zukunft, die Vergangenheit, die Gegenwart Frankreichs, die Schwierigkeit, sich in seine Verhältnisse zu ergeben, die Aufgabe, sich von Allem loszureißen und thätig zu sein, welche sie fortwährend quält, das Alles lieferte unserm Gespräche Stoff und der arme Polyunkte ist offen auf dem Tische liegen geblieben.“

„Sie hat mich, mich ans Piano zu setzen. „Die Musik beruhigt meine heftigsten Schmerzen; sie gibt meinen Eindrücken eine andere Richtung, ohne ihnen durch Härte wehe zu thun. Ich habe so sehr gewünscht, daß Paris sie lieb gewänne!“ sagte sie zu mir. „Als er 7 Jahre alt war, ließ ich Musiklehrer für ihn kommen; damit habe ich bewirkt, daß er Abscheu vor ihr bekommen. Ich habe in Allem der Zeit voraus sein wollen; er sollte schnell Mann sein.“

23. „Wettrennen in Torquay. Als wir nach dem Meere zu gingen, begegneten wir einem alten Steinhauer, bei dem die Prinzessin voriges Jahr Kieselsteine von allen Farben, die man am Strande findet, poliren ließ. Sie erkannte ihn wieder und ließ den Wagen anhalten, um ihm guten Tag zu sagen und einige Einkäufe bei ihm zu machen. Der arme Mann ging mit ganz strahlendem Gesichte von uns weg. Sie kam wieder nach Rittly mit Geschenken für Alle. Geben und immer wieder geben ist der einzige Luxus, den sie sich gestattet.

„Heute Abend kommen junge Kameraden der Prinzen. Es waren keine Zimmer mehr frei; die Herzogin

läßt in der Bibliothek Betten aufstellen und bekümmert sich um Alles selbst.“

Sonntag. Heute Morgen bei der Rückkehr aus der Messe habe ich sie traurig als gewöhnlich gefunden. Ich habe ihr vorgeschlagen, ihr etwas Erbauliches vorzulesen. „Eben wollte ich Sie darum bitten;“ gab sie zur Antwort. Wir sind hinaufgegangen in ihr Zimmer, das einfach ist und nichts Anmuthiges enthält; Porträts und Andenken finden sich; ihre Person hat diesem Zimmer seinen Charakter aufgeprägt. Wir haben einige Seiten gelesen. „Es kostet meiner Aufmerksamkeit Mühe, bei derselben Sache zu bleiben;“ äußerte sie, als einige Minuten um waren. Wir haben von ihren Kindern gesprochen: „Ich wünsche, eine ernste Gesellschaft an sie heranzuziehen, sie mit vielen hervorragenden Männern, mit Frauen bekannt zu machen, aber nicht mit leichtfertigen, weltlichgesinnten, mit Familienmüttern, die sich mit ihren Kindern abgeben und ihnen das Beispiel eines braven und natürlich-einfachen Lebens bieten. . . . Manchmal durchzuckt mich ein beunruhigender Gedanke: ich habe eine schwächliche Gesundheit, ich kann sterben. Was mich selbst betrifft, so werde ich dieses Opfer gern bringen, aber mit Schrecken denke ich an meine Kinder!!!“ Ihr Ausdruck verfinsterte sich und ein rascher Eindruck durchfuhr mich; aber es ist nur ein Blitz: sie ist ja noch so lebensfrisch.“

26. „Ich habe mich heute Morgen von ihr verabschiedet. Sie hat früh aufstehen wollen, um bei meiner Abreise zugegen zu sein. Wir Alle, sogar die Kinder, waren weid; die Lektoren hat sie eben so wie mich ganz eingenommen. Warum? Das weiß ich nicht. Ich habe schon ebenso seltene Naturen gesehen, aber in ihrer Nähe hat das Leben Interesse für mich. Ich kenne nicht viel Hausfrauen, mit denen ich zwölf Stunden hinter einander mich unterhalten konnte, ohne einen Augenblick den Geist unbeschäftigt zu lassen. Ich glaube, ich mußte ihr immer Etwas sagen, weil ihr Interesse nie versiecht. Aber sie

nimmt ihre Kräfte auch zu sehr in Anspruch; sie lebt zu viel Stunden in einem Tage und auf zu vielen Punkten zugleich. Nichts geht unbeachtet an ihr vorüber; ihre Seele könnte mit ihrem Leben mehreren kräftigen Körpern genügen, während sie selbst nur einen sehr schwachen Körper besitzt."

Das Ende des Jahres 1853 war für die Herzogin von Orleans mit zu vielen schmerzlichen Aufregungen erfüllt, als daß man es ganz mit Stillschweigen übergehen könnte. Wir wissen dabei, daß über den Gegenstand selbst dieser Aufregungen nur große Zurückhaltung geboten ist. Sie scheint uns um so leichter einzuhalten zu sein, als eine Diskussion zu jetziger Zeit im besten Falle nutzlos sein würde. Ueberdies suchen wir auch, um in unserm Vorhaben treu zu bleiben, in dem äußeren Leben der Herzogin von Orleans nur das Spiegelbild ihres inneren Lebens, in ihren Ideen nur ihre Gefühle. Nicht eines hat, wie bereits oben hervorgehoben, das Licht zu fürchten. Es kommt uns also nicht darauf an, dafür zu wirken, daß man ihrem Standpunkte beitrifft, sondern ihn mitzutheilen und verständlich zu machen; denn ihre Gefühle sind sie selbst und haben einen ewigen Werth, während ihre Beurtheilung und Würdigung nach den Zeiten und Umständen schwankt.

Ueber eine Frage, die erst in eine ferne Zukunft von Bedeutung sein konnte, dachte sie anders als einige ihrer Freunde und als die natürlichen Eingebungen ihr sagen mußten. Sie hätte ihnen mit größter Bereitwilligkeit in Allem nachgegeben, nur nicht in ihren Pflichten, wie sie dieselben verstand. Ein doppelter Gedanke gab ihrem ganzen Verhalten seine Richtung: der eine berücksichtigte ihr Land, der andere ihre Kinder. Ihrem Lande gegenüber oder wenigstens dem Theile desselben, der den 24. Februar nicht gewollt hatte, glaubte sie sich durch den Pakt von 1830 gebunden, welcher der Familie Orleans den ganzen Bestand seiner Freiheiten anvertraute; ihren Kin-

dem gegenüber hielt sie es für ihre Pflicht, ihre Zukunft freien Spielraum zu lassen, sie durch keine Verpflichtung zu binden. Sie glaubte sich keine freie Verfügung über das zugestehen zu dürfen, was sie nur als ein ihren Händen anvertrautes Pfand ansah, von welchem sie eines Tages ihren Söhnen Rechenschaft abzulegen habe.

Hätte ein sofortiges und entscheidendes Handeln bevor gestanden, so würde sie, hätte sie sich der Zustimmung des Landes versichert gehalten und hätte sie sich sagen müssen, daß das dauernde Glück Frankreich unter einer freien Regierung von ihrem eigenen Mitwirken bedingt sei, bereit gewesen sein, das dürfen wir bekräftigen, ihre Vorrechte, ihre Erinnerungen, die bei ihr auf die ersten und lebendigsten Eindrücke ihrer Jugend zurückgingen, bei Seite zu setzen, ja sogar ihre Pflichten als Mutter und Frau zu opfern. Nur eine größere und drängendere Pflicht hätte sie veranlassen können, jene anderen Pflichten dieser einen nachstehen zu lassen. Auch diesmal würde sie der Wille ihres Gemahles geleitet haben, da er ja ihr gelehrt hatte, ihr Verhalten den Wünschen Frankreichs unterzuordnen: es würde dadurch dem Glanze ihres Namens keine Beeinträchtigung widerfahren sein, da dieser Name an den gemeinsamen Ruhme der Bourbonen seinen Antheil haben sollte. Es war also kein Widerspruch in den Prinzipien zwischen ihr und ihrer Freunde, es ist keine Rede von einem im Voraus verabredeten Verhalten. Nur in der Beurtheilung der Zeit, des günstigen Augenblickes und der Art und Weise des Handelns wich man etwas ab. Aber da jeder Gedanke an handelndes Einschreiten fern lag, da Frankreich ruhig oder wenigstens schweigsam schien; da es sich nur um eine politische Combination handelte, die wünschenswerth, vielleicht sogar die Interessen ihrer Söhne nützlich aber ohne unmittelbares Resultat für ihr Land war; glaubte sie sich nicht berechtigt, als Mutter, als Vormund über das einzige Gut, das ihnen geblieben, die Unabhängigkeit ihrer Zukunft zu verfügen. Ohne Zwei-

fel ließ sich ihr das Eine oder das Andere entgegenstellen; sie konnte sich täuschen, sich Illusionen machen; aber selbst in ihren Illusionen stellte sich uns nur ihre Großherzigkeit, ihre Erhabenheit, ihre unbegrenzte Aufrichtigkeit entgegen. Wenn sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Beharrlichkeit an ihnen festhielt, so müssen wir daran denken, daß von allen Leidenschaften die einer Mutter die zäheste ist, zumal, wenn sie sich an die Erinnerung an einen Willen, der ihr immer vor Augen stand und den Tod unabänderlich hingestellt hatte, erhitzte. Aber je unerschütterlicher ihre Ueberzeugungen waren, desto tiefer litt sie von ihnen. Denn um dabei Ruhe zu finden, hatte sie das Bedürfniß, sie mit denen zu theilen, die sie liebte, die sie bewunderte, auf die sie in so vieler Hinsicht stolz war. Gerade ihre Innigkeit führte sie dazu, sich von ihnen fern zu halten. Bei einer vollständigen Vertraulichkeit können in jedem Augenblicke die geringsten Abweichungen zu Schmerz sich umgestalten, während bei weniger enger Beziehung sie sich kaum bemerklich machen würden: je heftiger man danach strebt, sie zu verwischen, desto schärfer treten sie uns entgegen. In der Entfernung hingegen, übernehmen es die Zeit und die Umstände, diese leichten Wolken aufzulösen und das Band schließt sich enger, inniger, zarter. Und das trat auch hier bald ein. Die letzte Rückkehr der Herzogin von Orleans nach England ward der glücklichste Augenblick für sie, war am freiesten von jeglicher Aufregung in ihrem zehnjährigem Exile; in dieser Zeit empfand sie die ganze Unendlichkeit der Freuden des Familienlebens, die für sie allezeit einen so köstlichen Werth gehabt haben.

Der Winter des Jahres 1856, den sie in Italien zubrachte, hatte ihre Gesundheit wieder gestärkt. „Der Eindruck, der mir von meinem Aufenthalte in Italien zurückgeblieben,“ schreibt sie von Genua, „ist der einer Wiedergeburt. Folgen Sie meinem Beispiele, kommen Sie unter diesen unvergleichlichen Himmel, wo Leben und Genießen ein und dasselbe sind.“

VIII.

Im Frühjahr 1857 verließ die Herzogin von Orleans Genua und nahm ihren Aufenthalt in Thames Ditton, ein kleines Dorf an der Themse, in geringer Entfernung von Claremont und Twickenham. Der Herzog und die Herzogin von Montpensier, die Prinzessin August von Koburg nebst ihren Kindern hatten sich dem Familienkreise angeschlossen. Man sah als einem glücklichen Ereignisse der Niederkunft der Herzogin von Nemours entgegen, welche man nie schöner, nie blühender, nie, seitdem sie im Exile lebte, glücklicher gesehen hatte. Die vollständige Vertraulichkeit und Herzlichkeit, welche unter ihnen herrschte und sich auf die gleich erhabene Geistes- und Herzensverwandtschaft gründete, machte allen das Leben höchst angenehm.

Jeden Abend fand sich die Familie vereinigt bald in Twickenham, bald in Richmond, bald in Thames Ditton oder in Claremont. Es läßt sich kein frischeres, kein freudigeres und dabei gesunderes Leben denken als in diesen Zusammenkünften herrschte, wo Kinder jeglichen Alters, hold wie Engel, in der Fülle des Lebens und jugendlicher Lebendigkeit, dabei der Mutter auf den geringsten Wink folgend, ihre Eltern zwangen, heiter zu sein. Die Königin gab der ganz unverhohlenen Freude dieser kleinen Truppe durch ein sanftes Lächeln ihren Beifall zu erkennen und

ihr Blick verweilte mit einigem Stolze auf jeder ihrer Töchter, die, aus den verschiedensten Ländern herbeigekommen, die verschiedensten Zungen redend, doch in einer und derselben Hingebung an ihre Pflicht und in ihrer Liebe zur Königin ein einigendes und inniges Band fanden und bildeten. Sollte man nicht versucht sein zu glauben, daß Gott noch ein letztes Mal habe zeigen wollen, wie sehr man eine Familie verkannt hat, die durch Tugend, Schönheit und Intelligenz so erhaben dasteht?

Für die königliche Familie war dieser Sommer von 1857 gleichsam eine Erholung von ihren Schmerzen. Seit 1848 hatte die Herzogin von Orleans nie so anmuthige Tage genossen: sie fühlte es auch und war dankbar dafür.

„Ich fühle mich unaussprechlich glücklich,“ schrieb sie, „wenn ich sehe, daß meine Söhne sich entwickeln, wie mein Herz es wünscht; daß sie im Guten erstarken; daß ihre jugendlichen Seelen eine fast brüderliche, ja sogar väterliche Liebe für mich zu erkennen geben; wenn ich sie für ihre Mutter besorgt sehe, als wenn sie ihrer Fürsorge anvertraut wäre; und in dieser Beziehung leistet mir meine schlechte Gesundheit einen großen Dienst. Mein älterer Sohn steht jetzt in einem Alter, das nach meinem Dafürhalten die köstlichste Zeit des menschlichen Lebens ist. Er besitzt noch die ganze kindliche Offenheit, die ganze Geradheit in seinen Grundsätzen, über die noch kein vergiftender Hauch hingeweht; die ganze Frische der Eindrücke, und damit verbindet er andrerseits doch auch wieder eine immer mehr zunehmende Festigkeit, Ueberlegung, welche ihm ersetzt, was ihm an Erfahrung abgeht, das Bestreben vorwärts zu kommen und sich mehr und mehr zu vervollkommen. Robert fängt auch an, obgleich er noch jünger ist, seiner kindlichen Unverdorbenheit ein gereifteres Wesen zuzugesellen, und seine zuweilen lebhaftere Natur wird durch die Verständigkeit, die mit jedem Tage bei ihm zunimmt, im Zaume gehalten. Sie werden mir sagen, ich sei meinem Söhnen gegenüber blind. Ich versichere Ihnen, daß

es nicht der Fall ist. Denn man wird es doch nicht Blindheit nennen können, wenn man ein offenes Auge für die Wohlthaten hat, die uns Gott bei allen Leiden gewährt. Ich werde darum doch meine Anforderungen an sie immer hoch stellen und ich wünsche, daß sie ein recht hohes Ziel erreichen.“

Nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen und Täuschungen war doch einmal einer ihrer Wünsche und zwar der, der ihrem Herzen am theuersten war, erhört worden. Die Aufgabe, welcher sie ihr Leben gewidmet, war vollständig und glücklich gelöst; auf die Unruhe, die Besorgniß, die ihre Liebe für sie ihr machte, folgte ein Gefühl gänzlichen Vertrauens: „Ich weiß die Veränderung nicht in Worten wieder zu geben, die mit Paris vorgegangen ist. Ich bin es nicht mehr, die ihn beschützt, sondern ich fühle mich von ihm beschützt. Ich sehe es gern, daß er sein eigenes, von dem meinigen gesondertes Gewissen hat. Sobald er nicht einerlei Meinung mit mir ist, so macht mir das fast Freude. Ich sage es frei heraus, ich habe Achtung vor ihm.“

Die Herzogin stand mit diesem Urtheile nicht allein, und die Willfährigkeit, die ein offenes, ernstes und tiefes Gemüth, gleichviel, welchem Alter es angehört, sich erwirbt, trat bereits zu der so väterlichen Zuneigung hinzu, welche der junge Prinz seinen Oheimen einflößte. Der vollständig innige Verkehr der beiden Brüder beruhigte über ihre Zukunft, wie sie sich auch gestalten sollte.

Diese Zukunft beschäftigte fortwährend ihren Geist. Ihre warme Betheiligung an allen hohen Interessen dieses Lebens hatte nicht abgenommen, aber ein gut ausgefülltes Leben, daß sich die Pflicht ganz zu eigen gegeben hatte, führt immer eine gewisse Befänstigung mit sich. Die feurigsten Wünsche, die leidenschaftlichsten Neigungen entkleiden sich mit der Zeit dessen, was zu persönlich an ihnen sein kann.

„Ich spüre etwas wie ein Auflauern einer vollständigen Losagung von allem Irdischen,“ sagte sie; „sogar

der mütterliche Ehrgeiz verschwindet aus meinem Herzen; aber diese Augenblicke sind flüchtig, das Bild des Himmels verschwindet in Dunkel und das Leben tritt wieder in seine Rechte“ Dann fügte sie mit jener unübertrefflichen Aufrichtigkeit, mit der sie sich selbst beobachtete, hinzu: „Nicht von den irdischen Dingen sich lossagen ist schwer, sondern schwer ist es, die himmlischen vorzuziehen. Das Handeln zieht mich ab, die kleinlichen Dinge des Lebens überwältigen mich. Welche Demüthigung erfahren wir, blicken wir in die Tiefe unseres Ich!“

Der Ausdruck ihrer Physiognomie ist uns noch erinnerlich; er war bewegt und ernst, aber nicht niedergeschlagen. War auch dieses arme Dasein schon tief zerrüttet, so konnte es doch noch so lebhaft genießen, und die Bande, die es noch fest hielten, waren ja noch so viele!

„Wir feiern heute Paris' Geburtstag. Es sind 19 Jahre, daß Gott ihn mir geschenkt. Welche Erinnerung für mich! Mein Herz schien mir zu klein, um so viel Freude zu fassen, und diese Freude wird von diesen theuren Kinde nie getrübt werden. Ich habe das Vertrauen, daß ich am Ende meines Lebens sagen kann, er habe nie die Erwartung getäuscht, welche ich mir von ihm gemacht habe. Die ganze Familie hat sich bei mir eingefunden und wir haben ein schönes und freudiges Fest gefeiert.“

Noch ein Mal gestattete Claremont eine Freude. Die Herzogin von Nemours war von einer Prinzessin entbunden worden; sie erholte sich schnell wieder; das Kind war schön wie seine Mutter, und die Gemüther, welche der im Volke herrschende Aberglaube*), ohne daß sie sich des-

*) Claremont bringt, nach dem Glauben der Einwohner, den Kindern, welche dort geboren werden, oder ihren Müttern Unglück. Hier starb in der Blüthe der Jahre Königin Charlotte, erste Gemahlin des Königs von Belgien (6. Nov. 1817) und seitdem hat ein seltsames Verhängniß dort die traurigsten Ereignisse sich einander folgen lassen.

sen bewußt waren, etwas eingenommen hatte, waren wieder vollkommen beruhigt, als am 10. November, während der Herzog von Nemours seine Gemahlin eben noch in der blühendsten Gesundheit verlassen und darüber gelächelt hatte, daß sie den folgenden Tag aufstehen wollte, Gott sie plötzlich zu sich rief und diese so reine Seele seinen Namen anrufend, in die Wohnungen der Seligen einging.

Was die Herzogin von Orleans während dieser qualvollen Tage für ihre Familie war, welchen Reichthum des Herzens und erfinderische Theilnahme sie entfaltete, das dürfte ihre Familie zu sagen wissen. Sie verlor eine sehr theuere Freundin; ihr Gefühl war recht lebhaft erregt, aber sie fühlte doch, daß sie sich nicht von ihm beherrschen lassen durfte, wenn ihr zur Seite andere Herzen, die noch viel näher durch diesen Schlag betroffen wurden, ihr mit solchem Beispiele in Seelenstärke und Sanftmuth vorangingen. Unermüdblich war sie im Bewundern der Königin, wie in dieser der Glaube ihrer schönen Seele noch mehr Werth verlieh, welche weder niedergebeugt wurde noch sich gegen das Unglück sträubte, sondern es mit jener ruhigen Würde hinnahm, die in jedem Ereignisse uns zur Seite steht. Sie machte es sich zum Vorwurfe, daß sie noch nicht so weit habe kommen können, sich zu ergeben oder, wie die Königin, sich von den irdischen Sorgen frei zu machen. Ihr Muth war jedoch darum kein geringerer, er gehörte aber einem anderen Alter, einer anderen Natur und anderen Pflichten an; sie hatte mit dem Leben noch nicht abgeschlossen. Bis zum letzten Athemzuge blieb ihr das Bedürfniß treu, zu hoffen, zu handeln, Bewegung und Mühsigkeit um sich zu verbreiten, wie sie es in sich selbst bewahrte. Vor Nichts fürchtete sie sich indessen mehr als vor Muthlosigkeit. Sie hielt sie besonders jungen Gemüthern für verderblich und um diese davor zu schützen, hielt sie sie von sich selbst so weit als möglich entfernt. „Ich will nicht muthlos gemacht sein,“ wiederholte sie oft mit einer gewissen Lebhaft-

tigkeit, „ich weiß vielmehr dem Dank, der mich aufrichtet.“ Eines Tages überließ sie die Titel der Bücher auf dem Tische ihres jüngsten Sohnes, ihr Blick traf auf die Essais von Nikole: „O! ich sehe dieses Buch nicht gern in den Händen junger Leute,“ sagte sie; „es löst zu früh vom Leben los und macht unfähig zum Handeln.“

Diese Besorgniß, der zum Leben nöthigen Thätigkeit verlustig zu gehen, die Ihrigen derselben verlustig gehen zu sehen, beschäftigte sie unablässig; denjenigen indessen, welche sich damals mit ihr haben unterhalten können, ist es nicht entgangen, daß ihre Erregtheit um so williger war, je mehr Wolken der Traurigkeit über sie hinzogen. War es ein unbestimmtes Vorgefühl von dem Hinschwinden ihrer Gesundheit? Hatten sich ihrer Zweifel bemächtigt über den endlichen Sieg der Ideen, welchen sie ihr Leben gewidmet, die Zukunft ihrer Söhne übergeben hatte? Hatten sie einige glückliche Täuschungen verlassen? Eine geraume Zeit hindurch hatte sie geglaubt, es sei zunächst ein vorüberziehender Sturm, dann Schlaf, wie er auf große Unruhe folgt und aus dem erwacht, man zur Treue und Ergebenheit zurückkehren und was geschehen, bereuen würde. Bisweilen stellte sie an sich mit schmerzlichem Gefühle die Frage, ob es ihr nicht vorbehalten sein sollte, das Ende dieser Gleichgültigkeit abzusehen, von der Frankreich sowohl in Bezug auf die Ideen als auf die Personen befallen schien. Was sie selbst betrifft, so hatte sich nichts geändert: die beiden Gefühle, die immer ihre Stützen gewesen, die Liebe zu Frankreich und der Glaube an eine Zukunft der liberalen Sache, standen noch immer aufrecht, aber eine ernstere Färbung hatten sie angenommen. Sie beurtheilte die Ereignisse ruhiger aber mit geringerem Vertrauen und sah selbst einem möglichen Geschehen mit fragendem Blicke entgegen.

Die Nachricht vom Attentate des 14. Januar (1858) erfüllte sie mit Abscheu. Sie war entsetzt, ja fast ernie-

drigt durch den moralischen Zustand eines Staates, in dem derartige Verbrechen auftreten konnten, ohne daß die Gesamtheit der Bevölkerung wirklich eine tiefe Bewegung fund gab.

„Dieses Attentat,“ schrieb sie von Richmond aus, „war das häßlichste von allen dagewesenen und man schaudert vor Scham vor der Menschheit, sieht man, wozu die Entdeckungen der Wissenschaft dienen. In Wahrheit, ein solches Ende wünsche ich diesem Regimente doch nicht. Ich verabscheue die Vortheile eines Verbrechens. . . . Nicht ohne große Bewegung kann man an das denken, was danach noch mit dem französischen Staatsleben werden wird. Ein Kampf scheint mir unausbleiblich und er wird fürchterlich sein. Die Rolle, die uns dabei überwiesen, ist sehr einfach und sehr bescheiden. Wir können nur den lieben Gott bitten und unsere Söhne ermahnen; und daran wollen wir es auch nicht fehlen lassen.“

Religiöse Gedanken — sie nahmen immer die erste Stelle im Herzen der Herzogin von Orleans ein, selbst dann, wann ihr thätiges Leben ihren Geist zu zerstreuen schien — durchdrangen sie mehr und mehr. Zugleich zu ernst und zu aufrichtig, um einen solchen Gegenstand vorzunehmen, wenn sie sich durch die augenblicklichen Beschäftigungen ganz und gar in Anspruch genommen fühlte, oder wenn sie sich ihrer Besprechung nicht ganz unbeengt hingeben konnte; so kam sie doch immer wieder auf sie zurück, da ihr Gemüth von Natur dahin sich neigte; und je mehr ihre Hoffnungen für dieses Leben getäuscht waren, desto mehr Gewinn suchte sie aus ihrem Glauben zu schöpfen; aber auch von dieser Seite war ihr noch manches innere Leiden aufgespart! Die kalte Form des anglikanischen Kultus gewährte ihrem Gefühle keine Befriedigung. Sie fand in ihm weder ihre Sprache noch die Formen wieder, welche an Kindheit und Vaterland erinnerten. Sie schloß sich zwar, soweit die kirchlichen Dogmen, zu denen sie sich bekannte,

ihr nicht ein Hinderniß wurden, in ihren religiösen Uebungen ihren Söhnen an. An den katholischen Festtagen begleitete sie dieselben nach der Kirche, nahm regelmäßig jeden Abend eine Lektüre frommen Inhaltes mit ihnen vor, und ihr Geist, der immer darauf ausging, die Berührungspunkte zu finden, begegnete in dieser gemeinsamen Beschäftigung einer reichen Freudenquelle, sog aus ihr eine wirkliche Uebereinstimmung des Gefühles, selbst über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens. Aber sie war zu loyal, um in einer Sache eine völlige Uebereinstimmung der Gefühle zu suchen, wo sie nur zu wohl wußte, daß die Abweichungen durch die Nothwendigkeit bedungen sind. Sie hatte ihr Wort gegeben, aus ihren Söhnen eifrige Katholiken zu machen; sie hatte es gethan, aber sie selbst war Protestantin geblieben. Es darf uns also nicht wundern, wenn die Rückkehr des Sonntags ein etwas melancholisches Gefühl, das daraus hervorging, immer wieder erneute und vermehrte, denn sie allein stand einzeln da unter allen diesen Gruppen von Christen. Die Verfasserin verwahrt sich hier gegen die Beschuldigung jeglichen Controverses, der, wie Gott es wisse, dieser tief und aufrichtig christlichen Seele gegenüber ihr ganz fern liegt; aber, sagt sie, sollten wir es nicht bedauern, daß sie auf dieser Welt eines Trostes beraubt war, dessen all die Ihrigen theilhaftig: des Trostes, mit ihnen auch im Glauben einig zu sein!

Während dieser Tage, die man weit entfernt war, für ihre letzten Lebenstage zu halten, befundete die Herzogin eine besondere im Zunehmen begriffene Frömmigkeit. Sie sprach den Wunsch aus, einige ausschließlich religiöse Verbindungen zu knüpfen, als wenn sie sich, wenigstens auf Augenblicke, jeder politischen Aufregung hätte entziehen und Beistand zur Entsagung und Kraft zu einem letzten, vielleicht den schwierigsten Akt mütterlicher Hingebung verschaffen wollen. Sie stand im Begriffe, sich aus eigenem Willen von ihren Söhnen zu trennen, die eine Reihe von Reisen durch Europa unternehmen sollten. Nicht

ohne Aengstlichkeit sah sie den Tag der Abreise herankommen; aber sie sah recht wohl ein und sagte sich, daß der Augenblick da sei, wo man sich den Erfolgen einer Erziehung, die keiner Sorgfalt ermangelt hatte und Gemüthern anvertrauen müsse, die fest und wohlbegabt genug seien, um einer tagtäglichen Beaufsichtigung sich entziehen zu können. Ihre Aufgabe als Mutter war erfüllt. Gott verschonte sie mit dieser Trennung um einen Tag und verhüllte ihr den Augenblick eines langen und letzten irdischen Abschiedes.

Zu Anfang des Monat Mai war die Herzogin von Orleans gezwungen, das Haus zu verlassen, welches sie zu Richmond gemiethet gehabt; erst nach vieler Mühe fand man eine andere Wohnung für die übrige Zeit des Sommers; man mußte die einzige nehmen, welche gerade frei war.

Cranbourne House liegt, wie fast alle Villen Richmonds, am Themseufer; aber da es am Abhange des Hügelns liegt und dicht von Bäumen umgeben ist, deren Schatten bis auf die Fenster des Erdgeschosses fällt, so hat es einen düstern Anblick und die Feuchtigkeit ist bemerklicher als irgendwo. Bei ihrer Ankunft daselbst, machte die Herzogin die Bemerkung, daß der Eingang so düster sei und daß die schwarz angestrichenen Gitter — was übrigens in England ziemlich gewöhnlich ist — „den Thoren eines Grabgewölbes ähnlich sähen.“

Sie verband indessen mit diesem prophetischen Worte keinen trüben Eindruck und bald genug hatte Cranbourne House durch ihre Schöpfungen ein lebendiges und anmuthiges Aussehen gewonnen: Blumen in Fülle, ein gewisser Hauch von Eleganz, der sie überall hin begleitete, verwischten schnell genug den ersten Eindruck und dieses Schmerzenshaus hat bei denen, die es mit ihr gesehen haben, keine traurige Erinnerung hinterlassen.

In den ersten Tagen des Mai wurde der Herzog von Chartres krank. Die Herzogin von Orleans beunruhigte sich nicht ernstlich darüber; sie vertraute indessen Niemandem die Pflege an, deren der Kranke bedurfte. Jeden Augenblick kam sie in das Zimmer ihres Sohnes und mehr als eine Nacht wurde schlaflos zugebracht. Diese Aufregung zunächst, danach die Freude über seine Wiedergenesung vermochten wohl auf ihre schwache Constitution nachtheilig einzuwirken; aber im Ganzen war diese schon geknickt. Diese unbedeutenden Veranlassungen, welche nur bei denen, die nachbleiben, von Wichtigkeit sind, weil sie sich als an das Nächstliegende an sie anklammern, gleichsam um eine Nahrung für ihren Schmerz zu haben, fallen in Wirklichkeit in der empfindlichen Wage, mit der Gott unsere Lebenszeit abgewogen, kaum bemerklich in's Gewicht. Eine Reihe zu lebhafter Gefühlserregungen, die ihren Körper aufzehrten, liehen ihr bis zu ihrem Lebensende eine augenscheinliche Kräftigkeit, die über ihre wirklichen Kräfte nur Täuschung veranlassete. Eine so große Zahl von Wogen waren über diese zartgebaute Pflanze hinweggestürzt, daß man die letzte, viel sanftere Welle nicht bemerkte, die sie mit sich hinwegspülen sollte!

Sonntag, den 9. Mai, empfing sie einen Besuch von Paris und unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit von Frankreichs Zustande und den verschiedenen Aussichten für die Zukunft. Sie war bereits von einem Schnupfen befallen und legte sich desshalb Dienstags zu Bette. Schon von vornherein war ihre Schwäche viel größer als die Natur ihres Unwohlseins es erwarten ließ; Niemandem kam es indessen bei, sich darüber zu beunruhigen. Ein Brief des Prinzen von Joinville, der an diesem Tage geschrieben wurde, ist das einzige Zeichen eines unbestimmten beunruhigten Gefühles. Aber in ihrer Umgebung dachte Niemand an Gefahr, so sehr man auch bedacht war, ihr die sorgfältigste und eingehendste Pflege zu Theil werden zu lassen, wie sie eben eine so schwächliche Gesundheit

jederzeit nothwendig machte; die Herzogin dachte noch weniger als irgend Wer an eine solche Gefahr.

Als am Donnerstage Morgen — am Himmelfahrtsfeste — Frau von B . . . , die fast nie von ihrer Seite ging, vor dem Erwachen der Herzogin eiligst nach der Kirche gegangen war, um desto früher wieder bei ihr zu sein, machte Letztere ihr darüber Vorwürfe: „Warum sind Sie so früh aufgestanden? Haben Sie daran gedacht auch für mich mit zu beten?“ — Ja, wie jeden Tag: ich bitte den lieben Gott um Glück für Sie und für Ihre beiden Söhne; aber möge Königl. Hoheit mir verzeihen, daß ich nie bestimmtere Wünsche für Sie laut werden lasse. — „Sie haben Recht“, erwiderte sie; „so muß man beten; wir wissen ja so wenig, was zu unserm Frieden dient.“

Anfälle von Keuchhusten, denen Ohnmachten und Nervenerschütterungen folgten, traten zu wiederholten Malen in den beiden Tagen des Sonnabend und Sonntag ein. Kaum wieder frei davon, nahm sie die Unterhaltung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit wieder auf, zumal beim Eintritt ihrer Söhne. Da der Arzt sie ersuchte, doch nicht so viel zu sprechen, so gab sie zur Antwort: „So lassen Sie mich sie wenigstens ansehen.“

Unmöglich war es, bei ihr durchzusetzen, daß man ihr als Kranke begegnete, so sehr fürchtete sie, das Leben ihrer Umgebung zu hindern oder zu belästigen; zudem fühlte sie sich auch gar nicht angegriffen. In einem Augenblicke, wo die nervösen Beängstigungen ihr am meisten zusetzten, bat sie ihre Freundin, daß sie ihre Hände in ihre eigenen nahm, weil dies ihr etwas Erleichterung verschaffte. Aber sofort wandte sie sich auch mit der Frage lebhaft an den Arzt: „Ist es auch nicht ansteckend?“ Während der ersten Tage hatte sie nicht zugeben wollen, daß man bei ihr wachte; als sie endlich darein willigte, ließ ihr die Besorgniß, sie möchte damit die Frauen ihrer Bedienung zu sehr ermüden, wünschen, eine Krankenwärterin herbeizurufen. Man ge-

dachte die Schwester aus dem Orden du Bon-Secours, die auch den König während seiner letzten Krankheit gewartet hatte, aus Frankreich für sie kommen zu lassen; es kam ihr aber in's Gedächtniß, daß die Diakonissinnenanstalt vorhanden sei, deren Zöglinge sich auch der Krankenpflege widmen, und sagte deshalb: „Ich hätte mich gern von dieser guten Schwester pflegen lassen wollen, aber ich wünsche auch Etwas für meinen Kultus zu thun und ich halte es für billig, mich an unsere Diakonissinnen zu wenden.“ Der Brief, welchen man sofort schrieb, hatte nicht einmal Zeit, in Paris anzukommen.

Montag, den 17. Mai, gegen Mittag wurde sie von Beängstigungen und Ohnmachten befallen: sie war eine Zeit lang unbeweglich, ja fast leblos. Als man sie bat, sich doch aufzurichten, in der Hoffnung, das Athmen werde ihr, wenn sie sitze, weniger schwer werden, antwortete sie mit außerordentlicher Langsamkeit: „Ich kann nicht mehr.“ Der Anfall ging indessen noch einmal vorüber und die Herzogin selbst, deren Blick sonst so scharf war, wurde die Bestürzung nicht gewahr, die sich auf allen Gesichtern abmalte. Sie zeigte sich so ruhig, der Arzt selbst fand sie so ruhig, daß auch die Andern wieder aufathmeten.

Der Tag ging zu Ende ohne neuen Vorfall. Die Mittel, welche ihr zur Befänstigung des Hustens verordnet worden, bewirkten, daß sie für wenige Minuten einschlummerte. In diesem Halbschlummer hörte man sie einige Worte nach einer Art rythmischen Liedes hinsprechen. Alles, was man verstehen konnte, war: „Meine Eltern sind begraben auf Boden, den man hat gekauft. . . . Sobald sie aber wieder erwacht, waren ihre Gedanken wieder so klar und bestimmt wie gewöhnlich. Sie fragte nach ihren Söhnen: „Es ist schon lange, daß ich sie nicht mehr gesehen.“ Man erwiderte ihr darauf, daß man sie nicht habe eintreten lassen, um ihre Ruhe nicht zu stören; sie entgegnete: „Ich möchte nicht, daß sie glaubten, ich vernachlässige sie.“ Dieser Einfall machte Rätheln.

Montags Abend geschah es, daß Jemand das Wort Frankreich hören ließ; sie sagte einige Worte mit einer gewissen Exaltazion, dann schwieg sie; ihre Schwäche hatte einen sehr hohen Grad erreicht. Frühzeitig zog man sich von ihr zurück; sie nahm Abschied von ihren Kindern mit ihren gewöhnlichen Worten: „Gott segne Euch, meine Kinder.“ Diese Worte sind die letzten, die ihr Gedächtniß hat festhalten dürfen. Sie gingen von ihr ohne Besorgniß.

Herr von Mussy begann indessen mit Schrecken wahrzunehmen, daß ihre Kräfte fortwährend abnahmen, obschon man ihr etwas Nahrung und Wein gereicht hatte. Noch in diesem Augenblicke zeigte sich die Herzogin ebenso aufmerksam und graziös gegen Andere wie sie es immer gewesen und wandte sich an die Frau, welche sie bediente, mit den Worten: „Sie haben ebenso gut wie ich nöthig, sich zu stärken; trinken Sie diesen Wein.“ und reichte ihr dabei das Glas.

Wiederholt bestand sie darauf, Jedermann solle sich schlafen legen. „Ich glaube, ich werde schlafen können, so recht gut schlafen können“, sagte sie, die letzten Worte stark betonend. Sie wurde allein gelassen. Da ihre Freundin sich hinter den Vorhang ihres Bettes zurückgezogen und sich da verborgen glaubte, so rief die Herzogin den Arzt: „Lassen Sie sie doch setzen, Herr von Mussy; ich sehe im Spiegel, daß sie noch immer steht. . . .“

Von Viertelstunde zu Viertelstunde mußte man ihr Getränke und Nahrungsmittel zu sich nehmen lassen, um der Schwäche entgegen zu arbeiten, und nicht einmal beklagte sie sich gestört worden zu sein; aber jedesmal wiederholte sie leise: „Ich werde recht gut schlafen.“

Der Arzt trat zu ihr und fühlte ihr nach dem Puls. Sie verwunderte sich über so viel Vorsicht und sagte: „Sie halten mich also für sehr krank?“ Herr von Mussy, der schon besorgt zu werden anfang, ging der Frage aus dem Wege durch die andere Frage: Und wie befinden Sie sich,

Madame? — Nun, nicht übel: ich bin ja schon oft ebenso Ich möchte gern etwas ruhen. . . .

Herr von Mussy zog sich ins Nebenzimmer zurück, um nach Claremont und Twickenham Nachricht zu geben. Während dieser Zeit herrschte ein tiefes Schweigen, ja, ein so tiefes Schweigen, daß eine in der Nähe der Thüre stehen gebliebene Freundin von einer schrecklichen Ahnung durchzuckt wurde. „Mir kommt es vor,“ sagte sie zu Herrn von Mussy, „als ob man hier gar zu stille wäre.“ Er trat wieder in das Zimmer der Herzogin, warf einen Blick auf sie und kam wieder heraus, die Hände zum Himmel hebend. Der Uebergang aus dem Diesseits ins Jenseits war so sanft vor sich gegangen, daß die beiden Frauen, welche bei ihrem Bette zurück geblieben waren, den Blick auf sie geheftet, keine Aenderung ihrer Züge, keine Veränderung ihres Ausdruckes bemerkt hatten; die Bleiche ihres Gesichtes allein war etwas matter.

Man wollte noch zweifeln; eine Freundin hielt sie einige Zeit hindurch in ihren Armen, während Andere forteilten, die Prinzen herbeizurufen. Was ließe sich von diesen nachfolgenden Augenblicken sagen?

Vier Tage hindurch wurde bei dieser theueren Entschlafenen gewacht. Aus Frankreich eilten Viele herbei, sie noch einmal zu sehen; die Räume waren zu eng, sie alle zu fassen, für die betend und um die weinend, welche sie so oft willkommen geheißen. Es war, als ob sie ihnen auch jetzt noch liebevoll zulächelte und nie werden die, welche sie dieses letzte Mal gesehen, vergessen können, welcher Ausdruck des Friedens, welche fast kindliche Jugendlichkeit auf ihr Antlitz zurück gekehrt war. Endlich hatte sie Ruhe gefunden „cette ardente exilée.“

Sonnabend, den 22. Mai, verließ sie ihre irdische Behausung, umgeben nicht etwa von Gleichgültigen, die vielleicht gekommen wären, ihr die letzte Ehre aus Achtung

zu erweisen, nein, umgeben von verwaisten Freunden. In den Tuilerien wäre die Begleitung vielleicht ungleich größer gewesen; aber bewegtere Herzen hätte sie nicht aufzuweisen vermocht. In allen Etagen dieses schlichten Hauses zu Richmond brach das Schluchzen hervor, und auf dem ganzen Wege, den der Trauerzug zurückzulegen hatte, bewiesen die Fahnen in den französischen Farben, die Fenster der ländlichen Hütten, welche als Zeichen der Trauer verschlossen waren, welche Theilnahme sie sich zu erwecken gewußt.

Ihre Beisetzung ist zu Weybridge zwischen der jungen und lebenswürdigen Fürstin, welche in Claremont noch jetzt beweint wird, und dem Könige, den unser Schmerz uns endlich hat segnen lernen lassen, erfolgt. Ohne die edle Dazwischenkunft des Diözesanbischöfes wäre ihr diese zeitweilige Stätte verweigert worden und diese arme irische Hülle hätte weder in ihrem Adoptivlande, noch in dem, wohin sie das Geschick verschlagen, eine Ruhestätte gefunden. Da ruht sie, bei den Ihrigen: ihre Gebete werden sie da auffuchen.

Friede ihrer Asche!

Wenn in vorstehenden Blättern ein Gedanke, auch nur ein einziges Wort eine Meinung verlegt, Jemanden betrübt hat, so möge der Tadel auf die Hand kommen, welche sie niedergeschrieben, aber möge Niemand mit bitterem Gefühle bei Der verweilen, die in ihrem Herzen nur Empfindungen der Friedfertigkeit beherbergen wollte; die, nicht etwa unter dem Einflusse der Empfindung eines nahen Todes, sondern in den Jahren, wo ihr noch ein langes, thätiges Leben vorbehalten zu sein schien, allen Dingen verziehen hat, die sie haben beleidigen können, und die hinwiederum alle Die, welche sie selbst habe betrüben können, gebeten hat, es ihr nicht gedenken zu wollen!

Dieße sich von dem Lobe, das wir der Herzogin von Orleans oben zuertheilt, sagen, es leide an Uebertreibung, so wollen wir uns darüber nicht rechtfertigen. Wir haben sie darstellen und schildern wollen, wie sie in unserm Herzen lebt. Nur für unsere Absichten können wir einstehen. Daher sind wir auch gern bereit, auf Unpartheilichkeit zu verzichten, wenn wir, um darauf Anspruch zu haben, auch nur einen Augenblick inne halten mußten, sie zu lieben. Wir wollen auch nur darum ersuchen, in aller Aufrichtigkeit des Gemüthes, ohne Oberflächlichkeit wie ohne Vorurtheile die eigenen Worte der Herzogin von

Orleans lesen zu wollen, und, irren wir nicht ganz, wird auch jenes Testament, welches sie ganz zusammen faßt, geeignet sein, zu rechtfertigen, vielleicht noch mehr zu sagen als was wir von der Erhabenheit ihres Gemüthes und von der unendlichen Zärtlichkeit ihres Herzens haben sagen können. Wolle Gott, daß alsdann ein inniges Gefühl sich zu ihr aufschwinde und ihre Seele in jenen Wohnungen des Friedens erfreue, wo jede Regung der Liebe sich verewigt und von wo der Schmerz allein verbannt ist!

Testament

der

Herzogin von Orleans.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes,
und des heiligen Geistes.

Ich empfehle bei meinem Tode meine Seele Gott und
erflehe im Namen Jesu Christi seine unendliche Barmher-
zigkeit, indem ich zugleich von ihm erbitte, mich in die ewigen
Wohnungen aufzunehmen und mit denen wieder vereinigen
zu wollen, die ich hier auf Erden beweint habe.

Ich hinterlasse meinen geliebten Söhnen meinen müt-
terlichen Segen und bitte den Herrn, ihr Führer durch's
Leben zu sein, ihnen glückliche Tage zu schenken und ihnen
die ewige Seligkeit zu verleihen, wenn sie ihre irdische
Laufbahn rechtschaffen beschloffen haben werden. Ich sage
ihnen mein letztes Lebewohl mit Dank für das Glück,
welches sie über mein Dasein verbreitet haben.

Ich bitte die Königin, den letzten Ausdruck meiner
ehrfurchtsvollen Dankbarkeit zu genehmigen, ich sage meiner
Mutter Lebewohl, der ich so viel schuldig bin, meinen Bräu-
dern und Schwestern, für die ich stets von der aufrichtigsten

Liebe befeelt gewesen bin, meiner Familie von mütterlicher Seite, deren herzliche Gastlichkeit meinen Söhnen und mir die Bitterkeit des Exiles weniger schmerzlich hat empfinden lassen; endlich meinen Freunden und Dienern, deren Treue im Unglücke mir eine dankbare Zuneigung eingeflößt hat; endlich meinem Frankreich, das ich so sehr geliebt und wo ich die glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht habe.

Ich empfehle meinen Söhnen an, nie zu vergessen, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist, daß sie ein Führer und ein Licht im Glücke und eine Stütze im Unglücke ist. Mögen sie den Lehren treu bleiben, die ihnen in ihrer Jugend eingeprägt wurden; mögen sie auch ihrem politischen Glauben treu bleiben. Mögen sie ihm dienen durch Standhaftigkeit in den Widerwärtigkeiten und in der Verbannung, durch ergebene Festigkeit und Vaterlandsliebe, wenn die Ereignisse sie ihrem Lande werden zurückgegeben haben. Möge Frankreich, wenn es seiner Würde und seiner Freiheit wiedergegeben ist, möge das constitutionelle Frankreich auf sie zählen können zur Vertheidigung seiner Ehre, seiner Größe und seiner Interessen und möge es in ihnen die Weisheit ihres Großvaters und die Ritterlichkeit ihres Vaters wiederfinden. Sie sollen zu allen Zeiten der politischen Grundsätze eingedenk sein, die den Ruhm ihres Hauses ausmachten, deren treuester Diener ihr Großvater auf dem Throne war und die ihr Vater (wie sein Testament es beglaubigt) mit Wärme angenommen hatte. Seine letzten Anweisungen sind die Richtschnur für ihre Erziehung gewesen.

Beim Scheiden aus dieser Welt empfehle ich meine Söhne der Königin an. Mein vielgeliebter Sohn, der Graf von Paris, wird mündig sein in der Zeit, wo mein Testament in Kraft tritt. Gleichwohl zähle ich auf den moralischen Einfluß der Königin sowie auf ihr geachtetes Ansehen, um Mutterstelle bei ihnen zu vertreten. Nicht minder zähle ich auf ihre mütterliche Fürsorge, um sie zu bitten, die

Vormundschaft meines vielgeliebten Sohnes, des Herzogs von Chartres anzunehmen. Sie wird ihr nicht zu schwer vorkommen, denn ich ersuche meine Brüder, der Königin in der Verwaltung des Vermögens ihrer Neffen hilfreich zur Seite stehen zu wollen. Ich kenne die Gefühle, welche sie für die Söhne ihres tiefbetrauerten Bruders beleben und ich bin gewiß, daß sie ihnen jederzeit eine aufrichtige Liebe beweisen werden.

Ich empfehle meinen Söhnen immer engverbunden zu bleiben; denn die unzertrennliche Einheit zweier Brüder ist die Grundlage ihrer Stärke und ihres beiderseitigen Glückes. Ich spreche den Wunsch aus, daß mein älterer Sohn, von dem Tage an, wo er das gesetzliche Alter erreicht hat, an dem Familienrathe, dem die Bewachung der Interessen seines jüngeren Bruders obliegt, Antheil nehme.

Ebenso wünsche ich, daß die als treu bewährten Freunde, die um meine Söhne herum gewesen sind, und die als frühere ergebene Freunde ihres Vaters nie aufgehört haben, uns Beweise der Anhänglichkeit auch im Unglücke zu geben; auch für die Zukunft bei ihnen bleiben *).

Da es mein ausdrücklicher Wille ist, daß meine Güter, der Geldeswerth, aus welchen sie bestehen, Alles was auf rechtmäßigem Wege mir zugehört hat und hat zugehören sollen, endlich Alles, worüber ich verfügen darf, zu gleichen Theilen zwischen meine beiden Söhne getheilt werden soll, so vertheile ich in dieser Absicht so gleichmäßig als möglich an sie die folgenden, in meinem Besitze befindlichen Gegenstände und hinterlasse

dem Grafen von Paris:

Mein vierreihiges Perlenhalsband, das er eines Tages, wie ich hoffe, der Gräfin von Paris geben soll; die sechs

*) Die ausgelassenen Stellen des Testaments haben nur Bezug auf Ordnung von Privatangelegenheiten.

Gehänge mit den Ringkasten, das rothe Album, welches die schöne Sammlung von Aquarellen von französischen Künstlern enthält und dem Herzog von Orleans gehört hat, alle meine Pelzsachen, Scheffers Gemälde: die heiligen Frauen.

Dem Herzog von Chartres:

Meinen aus Broschen, Nadeln, Ohrgehängen, Armbändern und einem Diademe bestehenden Perlenschmuck. Dieser Schmuck rührt von seiner Pathe, meiner Tante Adelaide her. Mein Armband mit Rubinen, ein Vermächtniß der Königin von Belgien, zwei Boutons mit Rubinen, den Ring mit dem Saphir und den mit dem Rubin, meine schöne Schale von Lapis lazuli, das Buch geistlicher Stunden, das sein Vater hatte machen lassen, das Waffennecessaire und meine Spitzen. Ich hoffe, daß das Geschmeide und die Spitzen der Herzogin von Chartres werden dienen können.

Außer diesen Gegenständen hinterlasse ich als Andenken

dem Grafen von Paris:

Das große Porträt seines Vaters von Ingres, die Marmorbüste seines Vaters von Sollet, das große Gemälde der „Eisernen Thore“ von Dauzats, das kleinere Gemälde Col du Temah von Philippoteaux; alle Manuscripte, Papiere, Briefe, kleinen Notizbücher seines Vaters, ebenso die Briefe, welche sein Vater an mich geschrieben. Ich weiß, daß er in diesen Papieren immer einen kostbaren Schatz sehen wird und ich bin der Meinung, daß er einst mit Auswahl darüber wird verfügen können, um sich über den aufzuklären, den Frankreich beweint hat, ohne sein ganzes Verdienst gekannt zu haben. Ich hinterlasse ihm ferner die Bilder meiner beiden Mütter, das Aquarell von Winterholter, die Königin mit den Kindern des Herzogs von Nemours darstellend; das Porträt des Herzogs von Chartres in Del gemalt von Winterholter, den schönen Dolch,

den meine Schwägerin, die Herzogin von Württemberg, für den Herzog von Orleans gemacht hat; zwei von den Album Zeichnungen von seinem Vater enthaltend; die Psyche, die die Stadt Paris mir bei Gelegenheit meiner Vermählung geschenkt hat; die bronzene Reiterstatuette seines Vaters auf einem Sockel von schwarzem Marmor, die große Stuhluhr von Brequet, die die Stunde seiner Geburt geschlagen hat, ebenso die Kaminverzierung, die dazu gehört; der kleine Koffer mit eingelegter Arbeit, der die Uhr seines Vaters und verschiedene andere Andenken enthält; das Etui mit dem Petschaft und die vergoldeten Messer, deren ich mich beständig bediene; die Hälfte der schönen Kupferstiche nach dem Gemälde seines Vaters von Ingres, das kleine Aquarelle des Herzogs von Orleans zu Pferde nach Horaz Vernet; einen von meinen vier schönen Fächern; meinen Brautfächer in Filigranarbeit, der schon der Königin gedient hat, ihre Kinderklapper, mit der alle Kinder der Königin gespielt haben; mein Armband, mit einem für seine Frau bestimmten Porträt seines Vaters, mein sculptirtes Betpult mit der Maske seines Vaters, meine Papiere, Briefe, kleinen Gedebücher, die ich in England gelassen habe, den Degen seines Vaters, welchen er an seinem Todestage trug, die Palme, welche ihm seine Division bei seiner Rückkehr von den eisernen Thoren überreichen ließ.

Dem Herzoge von Chartres hinterlasse ich als Andenken:

Das Reiterbildniß des Herzogs von Orleans von de Dreux, das kleine Porträt seines Vaters von Ingres, das große Gemälde des Col du Temah von H. Vernet, den Kopf seines Vaters in Marmor, nach dem Mausoleum von Triquetti, das Aquarell die Königin vorstellend, von Winterholter, mein Porträt von Henrignel Dupont, die Garnitur meines Schreibtisches (Vase, Federhalter, Schreibzeug im vergoldeten Silber), das Miniaturbild seiner Pathe, meine kleine Uhr, das Notizbuch in Schildpatt und Gold mit den Porträts der Familie verziert, einen von meinen

schönen gemalten Fächern, das Armband mit seinem Bildniß und dem seines Bruders für die Herzogin von Chartres, das Aquarell von Eug. Lamé, welches die über die Chasseurs von Orleans 1840 in den Tuilerieen abgehaltene Revue vorstellt, das große Porträt des Grafen von Paris als Kind, von Winterholter, zwei von den Album, die die Zeichnungen des Herzogs von Orleans enthalten, die andere Hälfte der Kupferstiche nach den Porträt seines Vaters von Ingres, den Triumphbogen von Dymilah, von Dauzots, meine Orgel von Alexander, meinen Brautkorb in Form einer Kugel, eine bronzene Reiterstatuette seines Vaters, mit den beiden zugehörigen Vasen in Bronze.

Auf einem besonderen Verzeichnisse werde ich die Andenken angeben, welche ich meiner Familie und meinem Freunde als den letzten Liebesbeweis anzunehmen bitte. Ich verlange von meinen Söhnen, daß sie den Rest der Gegenstände, die ich hinterlassen könnte, als Album, Bronzefachen, Bücher, Möbel und Kleinigkeiten unter sich vertheilen.

Da mir das Glück meines Hauses am Herzen liegt, so will ich für den Fall, wo durch unwahrscheinliche aber mögliche Unglücksfälle, ich will sagen, durch den frühern Tod meiner beiden Söhne, wenn sie vor mir sterben sollten, ohne direkte Leibeserben zu hinterlassen, ich Eigenthümerin eines Theiles ihrer Güter werden würde, bestimmen, daß die Güter, welche ich hinterlassen werde, zwischen den Prinzen des Hauses Orleans zur Vertheilung kommen und in Ermangelung dessen, zwischen den Prinzen, ihren Söhnen.

Welches auch das Exil sei, in dem ich meine Tage beschließe, und welches Grab ich auch dort finden möge, so verlange ich doch von meinen Söhnen oder nach ihrem Abscheiden von meinen Erben, daß sie meine Gebeine nach Frankreich bringen lassen, sobald unsere Familie dahin zurückgekehrt ist und sie in der Grabkapelle zu Dreux neben meinem Gemahle beisetzen zu lassen.

Hiermit beschließe ich meinen letzten Willen, versichere nur noch allen Denjenigen, welche mich beleidigt oder betrübt haben, meine Verzeihung, indem ich ebenso auch diejenigen, welche ich habe beleidigen oder wehe thun können, bitte, es mir nicht gedenken zu wollen. Mein letztes Wort ist für meine heißgeliebten Söhne ein Gebet und mein Segen.

Cisena ch, den 1. Januar 1855.

Gez. **Helene, Herzogin v. Orleans.**

Testament

des

Herzogs von Orleans.

Nachstehendes Aktenstück ist vom Uebersetzer beigegeben, weil er glaubt, daß es den geehrten Lesern von großem Interesse sein wird. Die erhaltene Autorisation erstreckt sich nicht mit darauf.

„Wenn die heilige Pflicht, die ich jetzt zu erfüllen gedenke, die letzte einer glanz= aber auch fleckenlosen Laufbahn sein sollte, so habe ich die Gewißheit, daß meine ganze Familie in der Kundgebung meiner letzten Wünsche nur einen neuen Weg sehen wird, ihr meine Liebe und Dankbarkeit, von denen ich mich durchdrungen fühle, dadurch zu beweisen, daß ich allen Meinigen, wenn ich nicht mehr unter ihnen weilen werde, Gelegenheit gebe, einige der Ideen zu verwirklichen, die ich mit mir fortgenommen haben würde. Aber bevor ich diese Wünsche näher bezeichne, welche ich übrigens hier vielleicht nicht in der gesetzlichen Form niederlege, weil ich weiß, daß unter uns diese Vorsicht unnötig ist, — habe ich das Bedürfnis, den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit vom

Könige, der immer voll Güte gegen mich war, von der Königin, der ich so viel schuldig bin, und von meiner Tante, die mich stets als ihren Sohn behandelt, wohlwollend entgegengenommen zu sehen.

„Bin ich auch gewiß, daß meine Familie, von der ich weiß, daß sie unzertrennlich zusammenhalten wird, — für mich dasselbe thun wird, was ich in gleichem Falle für jedes ihrer Mitglieder gethan haben würde und sich mir in meiner ganzen Liebe zu meiner theueren Helene als engverbunden ansehen wird, so möchte ich doch glauben, daß, wenn ich von Neuem dem Könige, der Königin meinem Bruder Nemours, meiner Tante und allen meinen Brüdern und Schwestern die anempfehle, welche mich so glücklich gemacht hat, ich ein Band der Liebe mehr zwischen ihr und meiner Familie, deren Geschick, wie ich mir schmeicheln darf, sie in allen Beziehungen theilen wird, knüpfen werde.

„Ich hege das Vertrauen, daß, sollten auch die Pflichten gegen die Kinder, welche ich ihr hinterlassen, sie nicht enger an das Geschick meiner Familie fesseln, denn das Gedächtniß dessen, der sie über Alles in der Welt liebte, sie alle mannichfachen Schwankungen unserer Zukunft und der Sache, welcher wir dienen, theilen wird. Helene kennt in dieser Hinsicht meine heißen und festen Vorsätze und weiß, wie sehr ich leiden würde, müßte ich sie in einem andern Lager wissen als in dem, in welchem meine ganzen Gefühle sich befinden, in welchem meine Pflichten sich bewegten. Dieses Vertrauen, das bis diese Stunde von dem edlen Charakter, dem erhabenen Sinn und die Gaben der Hingebung meiner theuern Helene in so reichem Maße gerechtfertigt wurde, läßt mich wünschen, daß sie unbestritten, ausschließlich mit der Erziehung unserer Kinder betraut bleiben möge.

„Aber ich will sogleich auch hinzufügen, daß wenn durch ein unglückliches Geschick die Autorität des Königs

nicht bis zu seiner Großjährigkeit über meinen ältesten Sohn wachen könnte, Helene es würde vereiteln müssen, daß sein Name als Regent ausgesprochen würde, und daß sie jeglichen Versuch, der sich hinter diesem gefährlichen Vorwande verschänzen würde, um meinem Bruder Nemours, oder in Ermangelung dessen, dem älteren nachfolgenden Bruder die Regentschaft zu entziehen, offen und vornehmlich zu verläugnen.

„Alle Sorge für die Regierung, wie es ihre Pflicht und ihr Interesse verlangt, den Händen eines Mannes, der den Degen zu führen gewohnt ist, überlassend, würde Helene sich ganz und ungetheilt der Erziehung unserer Kinder hingeben, wie sie sich mir hingegen hat.

„Groß und schwer ist die Aufgabe, den Grafen von Paris für die Stellung vorzubereiten, die seiner wartet, denn Niemand vermag zu wissen, welche Bedeutung dieses Kind haben wird, wenn es sich eines Tages darum handeln sollte, auf neuen Grundlagen einen Staat wieder aufzubauen, der heute nur noch auf den verkümmerten und schlecht zusammengefügt Trümmern seiner vergangenen Organisationen ruht. Aber gleich viel, ob der Graf von Paris eines von jenen Werkzeugen sei, die gebrochen ehe sie gebient haben oder ob er einer der Mitarbeiter an dieser sozialen Umgestaltung sei, die man jetzt erst nur durch die Hindernisse und vielleicht durch Ströme von Blut hindurch sieht; ob er als König thronen oder ein unbekannter und vergessener Vertheidiger der Sache bleibe, welcher wir Alle angehören; so muß er vor Allem ein Mann seiner Zeit und seines Volkes sein; muß Katholik und ein leidenschaftlicher, ausschließlicher Diener Frankreichs und der Revolution sein.

„Ich bin gewiß, daß Helene, wenn auch sie selbst ihrer persönlichen religiösen Ueberzeugungen tren bleibt, unsere Kinder doch mit aller Gewissenhaftigkeit in dem

Glauben ihres Vaters erziehen wird, also in der Religion, die zu allen Zeiten von Frankreich bekannt und vertheidigt worden und deren Grundlage so vollkommen in Einklang steht (?) mit den neuen sozialen Ideen, deren Sieg mein Sohn sich weihen soll.

„Ich will und kann auch nicht hier schon im Voraus einen Erziehungsplan für meinen Sohn feststellen; ich will hier nur einige Hauptpunkte der Richtung angeben, die er befolgen soll. Es liegt mir viel daran, daß er frühzeitig das Studium der fremden Sprachen beginnt und später das der Geschichte, in deren Tiefen ich ihn besonders gern eingeführt sehen möchte.

„Die Fertigkeiten zur Unterhaltung sollen ihn nur in sehr ungeordneter Weise in Anspruch nehmen, besonders aber dann, wenn er den öffentlichen Unterricht seiner Altersgenossen theilen wird. Ich hoffe, daß bald eine ernste Verbesserung des Universitätsunterrichtes diesen in besseren Einklang mit den Bedürfnissen des Lebens gebracht hat. Aber wie dem auch sei, ich verlange förmlich, daß mein Sohn die Prüfung des öffentlichen Unterrichtes, die in einem Jahrhunderte wie das unsrige, wo keine andere Hierarchie möglich ist als die des Geistes und der Energie, allein ihm die Entwicklung dieser beiden Kräfte sicher stellen kann, sich zu unterwerfen hat. Ich wünsche sogar, daß mein Sohn, ohne ihn deßhalb wirklich die polytechnische Schule besuchen zu lassen, er den öffentlichen Aufnahmeexamen in diese Anstalt ablege. Wenn er seine militärische Laufbahn und Thätigkeit beginnen wird, so soll er zuerst in der Infanterie dienen als der nationalen Waffengattung der Franzosen seit so vielen Jahrhunderten und in deren Reihen das ganze Volk sich stellen soll, wenn man gegen Frankreich, gegen seine Ideen und seine Dynasten das schon lange ausgesprochene Urtheil auszuführen versucht wäre.

„Aber vor Allem empfehle ich meiner theuern Helene, — ich wage darin auch in hohem Grade auf die Kö-

nigin zu zählen — die moralische Erziehung meines Sohnes an; es sind dies Eindrücke, die er weder in Büchern noch in Lehrstunden finden kann und damit dürfte man nicht zu früh beginnen können.

„Helene weiß ferner, daß mein politisches Glaubensbekenntniß für mich noch höhern Werth hat als die religiöse Fahne, zu der ich geschworen. Da meine Ueberzeugungen nach meiner Liebe mein Theuerstes auf Erden sind, so liegt mir daran, sie meinem Sohne zu vererben, nicht aus thörichtem Hochmuth, weil ich mich unfehlbar glaubte, sondern aus einem tiefen und wohlüberlegten Gefühle von Treue; es ist dies zudem auch das einzige Erbe, das ich meinem Sohne hinterlassen kann, da ich weder Reichthum noch einen Namen habe, den ich mir erworben, noch auch einen Degen, dessen ich mich bedient. Aber ich vererbe ihm Besseres als Dies; ich will ihm hinterlassen, was eine große Seele am meisten erfreut; die Erfüllung hoher Pflichten und um dies zu vollbringen, die Ueberwindung gewaltiger Hindernisse.

„Mit dem Vermächtniß der Vertheidigung eines Landes und eines bedrohten Prinzipes muß ich ihm zugleich den Glauben an ihr gutes Recht und ihren endlichen Sieg vermachen. Mögen diese Ideen und diese Hingebung, die in mir erstorben sind, ohne daß ich sie hätte verwerthen können, im Herzen meines Sohnes aufkeimen; möge er immer ihr Mitschuldiger, nie ihr Wächter sein; möge der Gedanke an seine Vorfahren ihn nur empfinden lassen, welchen Zuwachs der Kreis unserer Pflichten durch die Größe unseres Geschlechtes erhält; möge er Kenntniß davon haben, daß er zur ersten Familie des Erdenrundes gehöre, nur um stolz und würdig zu sein, eines Tages die Geschichte der schönsten Sache, die seit dem Auftreten des Christenthums von dem Menschengeschlechte ausgefochten worden ist, in seinen Händen zu sehen; möge er der Apostel dieser Sache und, erheischt es die Noth, auch ihr Märtyrer sein.

„Das auch möge Helene meinem zweiten Sohne, falls sie mich mit einem solchen jetzt beschenken sollte, oft vorhalten. Ist dies der Fall, so muß ich gestehen, daß, ohne darum einen festen Wunsch auszusprechen, ich daran gedacht habe, diesem Kinde den Namen „Philipp Robert zu geben und den König zu bitten, ihn den Titel eines Prinzen von Algier zu ertheilen. Sollte ich dagegen Vater einer Tochter werden, so wünsche ich, daß diese den Namen: Marie Amalie Auguste Helene erhalte und sie zu ihrem Geburtstage das Gebetbuch erhalte, das ich habe machen lassen, und dem nur das Wappen in die schon vorhandenen Schilde beizufügen ist.

„Ich komme jetzt zur Verfügung dessen, was mir angehört. Ich habe keine Schulden, aber auch keine Ersparnisse. Da ich nur meine Dotazion, die auf Lebenszeit ausgeworfen, besitze, so kann ich auch meinen Kindern kein Vermögen hinterlassen. Das Einzige, worüber ich verfügen kann, sind Mobiliargegenstände. Ich will alle meine Gemälde, Waffen und Kunstsachen den Grafen von Paris hinterlassen, mit alleiniger Ausnahme der in dieser Schrift anderweitigen Verfügungen. Wenn nach Bezahlung der noch vorhandenen Außenstände sich noch einiger Baarvorrath in meiner Kasse vorfinden sollte, so wünsche ich, daß diese Summe zum Ankaufe einer Rente für Helene verwandt wird. Ich weiß, daß sie, nicht den materiellen Betrag sondern die Absicht in Anschlag bringen wird. Sollte es sich nöthig machen, einen Theil meiner Pferde und Wagen zu verkaufen, so soll der Ertrag dem Kapitale beigelegt werden, welches ich meiner lieben Helene hinterlassen möchte.

„Was die Pferdezüchterei zu Meudon betrifft, deren Nutznießung mir der König überlassen, so wäre es wünschenswerth, daß diese Anstalt, die wirklich schön und von Nutzen ist, erhalten bliebe; die beste Art und Weise scheint mir die zu sein, daß der König nach einer Durchschnittsumme aus den Ausgaben der letzten sechs Jahre, zu ihre

Unterhaltung eine jährliche Unterstützung auswerfen und die Leitung des Harras meinem Bruder Nemours übertrüge. Er versteht sich sehr gut darauf, verwaltet mit großer Ordnung und ich möchte ihm rathen, Herrn von Cambis als Direktor beizubehalten, da er mit den Ueberlieferungen desselben bekannt und sich mit aller Fürsorge mit dieser Einrichtung beschäftigt hat, die zu Grundegehen zu lassen zu bedauern wäre. Da ich bedeutende Ausgaben gemacht, fast die ganze Anzahl der vorhandenen Pferde erneuert habe, so wäre es vielleicht billig, daß die neue Verwaltung meinen Nachkommen für dieses Mehr eine Ausgleichungssumme zahlte; auch dieses Geld soll dann zu dem für Helene bestimmten Kapitale geschlagen werden.

„Der Stand meines Vermögens gestattet mir nicht, denen, welche in meinem Dienste waren, eine Pension zu hinterlassen, so kann ich sie dem Könige, der Königin und meiner ganzen Familie nicht genug empfehlen, damit ihre Zukunft nicht durch meine Entfernung aus ihrer Mitte zu leiden hat. Ich zähle außerdem darauf, daß Helene ihr Möglichstes thun wird, um von ihnen so viele als nur möglich in der Umgebung meines Sohnes zu belassen; er kann keine treueren und erprobteren Freunde finden als die Offiziere, die mir beigegeben waren und Herrn von Boismilon, der mich erzogen hat. Wiewohl ich wünsche, daß, nach Helenens Auswahl Jedem von ihnen ein Andenken von mir überlassen werde, namentlich dem General Baudrand, dem General Marbot, dem Oberst Gerard, den Herren von Montguyon, von Chabaud la Tour, von Elchingen, Bertie de Vaux, Munster, Pasquier, von Cambis, von Boismilon; so empfehle ich doch ganz besonders meiner Familie die Herren von Chabaud la Tour und von Elchingen, als die Männer, denen meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben mir am meisten am Herzen liegt und mit denen ich am engsten verbunden gewesen bin.

„Ich kann übrigens nicht angeben, was für jeden Einzelnen zu thun ist, ich vertraue mich ganz und gar dem Herzen

aller Meinigen, um die Ergebenheit zu belohnen, deren Zuverlässigkeit und Beständigkeit jeder hat würdigen können.

„Ich empfehle Holder und Escoyer, die mir bei allen Gelegenheiten treulich gedient haben, und Holder hauptsächlich, mit einer muthigen Anhänglichkeit.

„Hätte ich dieses in nicht so großer Eile niedergeschrieben — zum nochmaligen Abschreiben werde ich keine Zeit haben — so hätte ich, ehe ich von irgend Jemand Anders sprach, sagen sollen, daß ich auch dem König und der Königin zu hinterlassen habe. Ich bitte sie, in meiner ganzen Habe, selbst unter dem, worüber ich schon anders bestimmt haben könnte, das Andenken an mich zu wählen, welches ihnen am besten gefällt; mögen sie es gern aufbewahren.

„Alle übrigen Glieder meiner Familie, denen ich irgend einen Beweis meiner unbegrenzten Hingebung an sie zu hinterlassen mich gedrungen fühle, beauftrage ich Helene, Jedem von ihnen aus dem was mein war, zu wählen, was ihm am besten gefällt und ich will hier nur anführen, um ihnen von Grund meines Herzens Lebewohl zu sagen und ihnen nochmals zu wiederholen, von welchem großen Werth ihr Loos für mich gewesen. Ich fange mit Nemours an, weil er das Haupt der ganzen Familie sein wird; ich habe ihn noch mehr geliebt, als man einen Bruder liebt: sein loyaler Charakter flößt mir das Vertrauen ein, mit welchen ich ihn mit einer so erhabenen Zukunft wie die ist, welche sich vor ihm aufthut, betraut sehe, und ich weiß, daß er den Wahlspruch wahr machen wird:

Uno avulso, non deficit alter.

„Ich danke nochmals meiner Tante für die Liebe und vielen Beweise von Güte, die sie mir erwiesen und ich weiß gewiß, daß sie dieselben auf Helene und meine Kinder übertragen wird.

„Ich sage Lebewohl meiner Schwester Louise; sie ist mir immer eine zärtliche und wahre Freundin gewesen, und ich vermache ihrem Sohne Philipp, meinem Schwe-

stersohne, das kleine Monument, welches Triqueti für mich sculptirt hat.

„Meiner Schwester Clementine, die so würdig ist glücklich zu werden, und die in meinen Brüdern die Stütze finden möge, die sie an mir hatte.

„Meinem Bruder Joinville, den ich anempfehle, mit den hohen Eigenschaften, die ihn mir so theuer gemacht, Gefallen an geistiger Thätigkeit und Sicherheit zu verbinden.

„Meinem Bruder Numale, der, bringt er durch ernste und hochstrebende Arbeiten alle die Vorzüge zur Entwicklung, deren Keim in ihm liegt; Frankreich sehr große Dienste wird leisten können.

„Meinem Bruder Montpensier, der sich gleichfalls im gemeinsamen Dienste für die Familie nützlich machen soll.

„Meinem Schwager, dem Herzoge von Württemberg, den ich um des Glückes willen liebe, daß er meiner Schwester Marie bereitet und bei dieser Gelegenheit will ich hinzufügen, daß mir daran gelegen ist, die Pension fortbezahlt zu sehen, die ich meinem Nessen Philipp gegeben; (ich bitte Helenen darum).

„Ich nehme Abschied von der vortrefflichen Großherzogin, die ich sehr liebe, und ich überlasse es Helene, zu sagen, ob ich ihrem Vertrauen entsprochen, das sie mir durch die Ueberlassung der Hand ihrer Tochter bewiesen. Ich bitte die ganze Familie, sie, sollte sie beabsichtigen, sich in Frankreich aufzuhalten, als eine der Unsrigen aufzunehmen.

„Wenn die Prinzessin Victorie sich in der Mitte der Familie befindet, was ich für das Glück meines theuern Bruders wünsche, so sage ich auch ihr Lebewohl und ich hege den Wunsch, daß das erste Kind dieser Ehe, nach der ich sehr verlangt, von Helene einen Beweis von der Zuneigung erhalte, welche ich für sie gehabt haben würde;

„Ich empfehle allen meinen Brüdern und Schwestern an, dem Fortbestande der engen Einigung, die unter uns herrscht, Alles gegenseitig zum Opfer zu bringen; sie zu

erhalten, danach würde ich so sehr gestrebt haben. Alles sei gemeinsam unter ihnen: Börse, Gedanke, Gemüthsbe-
 wegung jeder Art; mögen sie nur Glieder eines und des-
 selben Körpers sein, den eine Seele leitet. Möge ihr
 Grundsatz sein: „Alle für Einen, Einer für Alle.“ Mögen
 sie fernerhin nur an mich denken, um das wieder zu er-
 setzen, was die Familie durch mich an Stärke verloren hat,
 indem sie die Tüchtigkeit jedes Einzelnen, durch ihre Thä-
 tigkeit und ihr Verhalten vermehren.

„Nach den eben genannten Familiengliedern sind die
 Personen, welche zu der Heirath, die mein Lebensglück
 ausmacht, beigetragen haben, diejenigen, welchen ich am
 meisten schuldig bin.

„Ich weiß nicht, ob ich an dieser Stelle den Namen
 des Königs (Friedr. Wilh. III. v. Preußen) nennen darf,
 dem ich persönlich zugethan bin. Helene mag darüber ent-
 scheiden was das Geeignestste ist. Aber ich will die H.H.
 Fürst von Witgenstein, von Schilden, von Rankau, Frau
 von Bauswitz, von Bontemps, von Thiers, der die Unter-
 handlung eingeleitet; den Grafen Breffon, den ich als einen
 hochgebildeten Freund betrachte; den Herzog von Broglie,
 der auch an dieser Angelegenheit Theil gehabt; und den
 Grafen Molé nennen, der die Heirath geschlossen. Da er
 es ist, der mich verheirathet, der meinen ältesten Sohn bei
 seiner Geburt entgegengenommen; da er mit meiner
 Vermählung den großen Akt einer Amnestie in
 Verbindung gebracht, diesen ersten Schritt zu einer
 Verschmelzung aller Franzosen durch das Vergessen des
 Vergangenen und gemeinsames Interesse an der Zukunft,
 so will ich ihm ein besonderes Zeugniß meiner Gefühle
 für ihn hinterlassen und ich bitte ihn, die beiden Gemälde
 von Mignon von meinem Freunde Scheffer, welche unter
 allen Gemälden meiner Galerie die sind, welche ich am
 liebsten habe, annehmen zu wollen.

„Ich wünsche, daß Helene Herrn Scheffer, den H.H.
 Guilhom, Leroy, Becker, Herrn und Frau Flahaut, dem

Herzoge von Coigny, Herrn Affelier, der mir große und wirkliche Dienste geleistet und meinem Sohne auch wird nützen können; und Frau Audenarde, die mir seit elf Jahren eine wahre Freundin gewesen und mir immer die besten Rathschläge ertheilt hat, ein Andenken von mir übergeben zu wollen.

„Wenn in diesem in der Eile entworfenen Akt ich die eine oder die andere Person übersehen haben sollte, denen ich ein Andenken hätte hinterlassen wollen, so möge Helene, die alle meine Freundschaftsverbindungen kennt, diese unfreiwillige Auslassung vervollständigen.

„Ich würde sehr erfreut sein, wollte der Marschall Soult, der immer so gütig gegen mich war, und die Marschälle Clausel und Valér, unter deren Befehlen zu dienen ich das Glück gehabt, ein Andenken von mir annehmen.

„Ich lege dieser Schrift einen versiegelten Brief für Nemours bei; er wird ihm mit einem Sicherheitschranke zugestellt werden, den Holder kennt; ebenso auch mit allen versiegelten Umschlägen, die man in meinen Angelegenheiten finden dürfte. Ich wünsche, daß alle Notizen und Schriften, welche ich entworfen, soweit dies eben ausführbar, vernichtet und verbrannt werden.

„Zum Schluß, da ich dazu schreiten muß, auch von mir zu sprechen, so wünsche ich, daß mein Begräbniß ohne allen Pomp vor sich gehe.

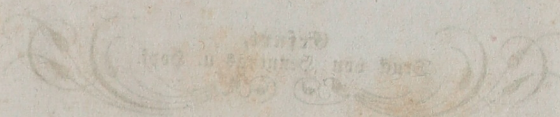
„Ich habe zu Lebzeiten nach Möglichkeit alle Comödienspiellerei vermieden und will daher auch nach meinem Tode hauptsächlich meinem Leichnam nicht zu einer Maskerade dienen lassen, deren Resultat doch nur sein könnte, die Gleichgültigen gähnen zu machen und die Neugierigen zu amüsiren. — Meine wahren Freunde werden mich schon zu finden wissen.

„Die letzte Zeile dieser Schrift soll dazu verwandt werden, diejenigen, welche ich hätte beleidigen können, um Verzeihung zu bitten, meine Familie, der ich meinen Geist der Einheit, als einen köstlichen Schatz, der sehr weit führen kann, wenn sie sich dieses Geistes recht zu bedienen wissen, vermache, noch einmal Lebwohl zu sagen und meine heißen Wünsche für den Sieg der französischen Sache auf der Welt auszusprechen.

„Mein letztes Wort soll meinen Kindern und meiner theueren Helene gehören.“

Toulon, den 9. April 1840.

Ferdinand Philipp von Orleans.



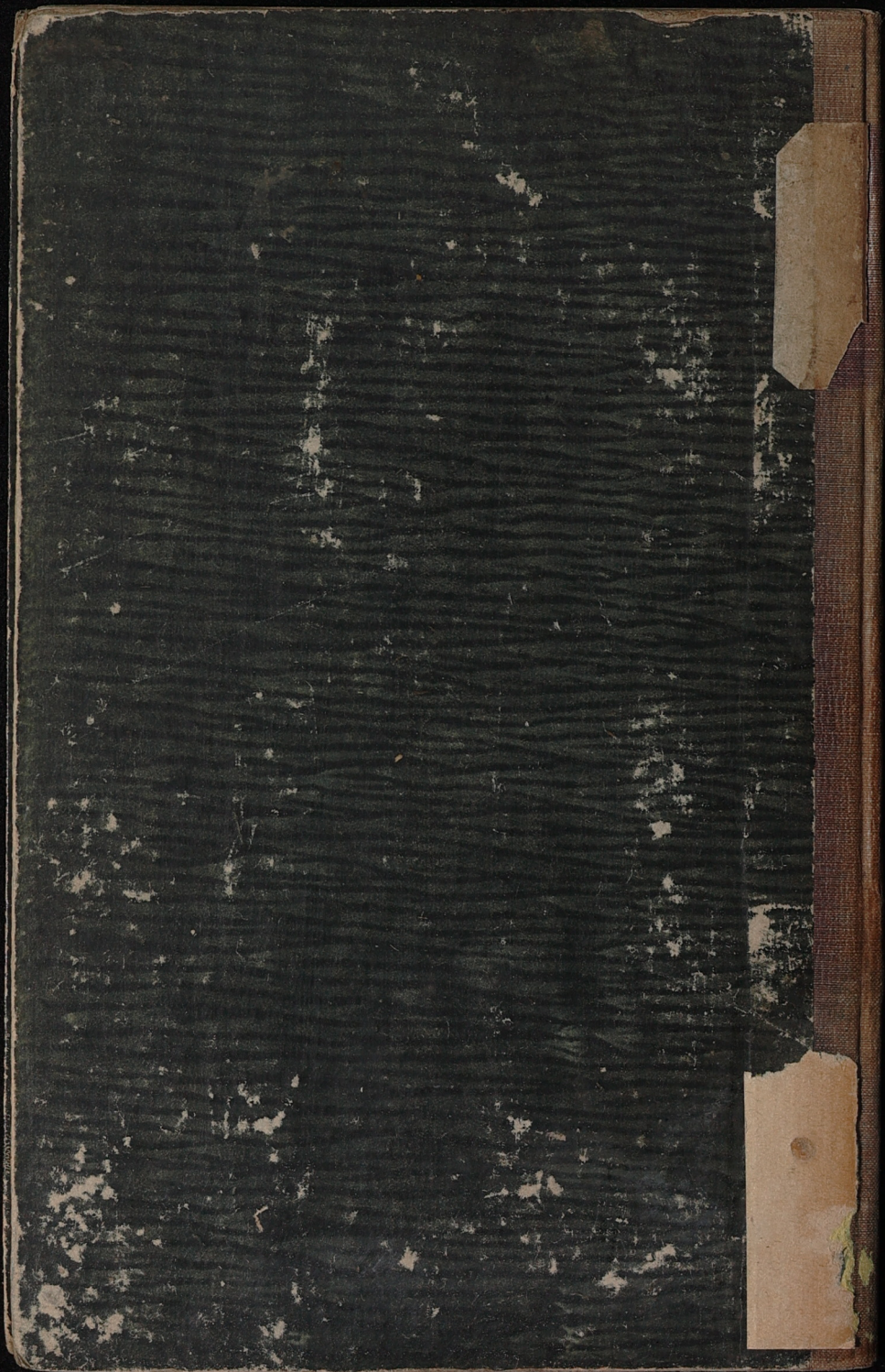
[Handwritten signature]

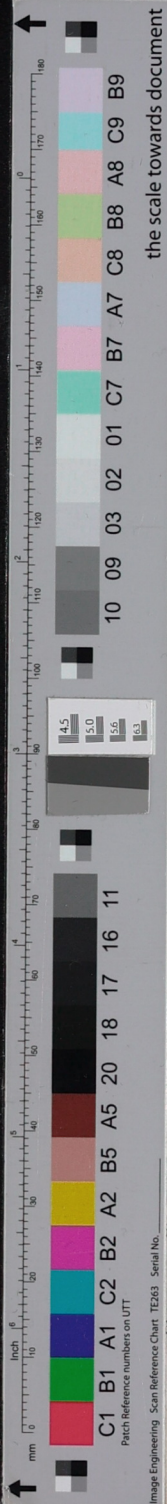
Erfurt,
Druck von Hennings u. Hopf.

S

LBMV Schwerin 33
000 568 21X







mit einigem Stolge auf jeder ihrer verschiedensten Ländern herbeigekommenen Zungen redend, doch in einer und an ihre Pflicht und in ihrer Liebegewandtes und inniges Band fanden und nicht versucht sein zu glauben, daß Mal habe zeigen wollen, wie sehr kannt hat, die durch Tugend, Schönheit so erhaben dasteht?

Die Familie war dieser Sommer von Erholung von ihren Schmerzen. Seit Beginn von Orleans nie so anmuthig erhielt es auch und war dankbar dafür. „unaussprechlich glücklich,“ schrieb sie, meine Söhne sich entwickeln, wie mein sie im Guten erstarken; daß ihre junge fast brüderliche, ja sogar väterlicheennen geben; wenn ich sie für ihre als wenn sie ihrer Fürsorge anvertraue dieser Beziehung leistet mir meine einen großen Dienst. Mein älterer nem Alter, das nach meinem Dafürzeit des menschlichen Lebens ist. Er kindliche Offenheit, die ganze Geradsätzen, über die noch kein vergiftender ganze Frische der Eindrücke, und daherseits doch auch wieder eine immer tigkeit, Ueberlegung, welche ihm Erfahrung abgeht, das Bestreben vorwärts sich mehr und mehr zu vervollständigt auch an, obgleich er noch jünger unverdorbenheit ein gereifteres Wesen zuweilen lebhaftere Natur wird durch mit jedem Tage bei ihm zunimmt, Sie werden mir sagen, ich sei meiner blind. Ich versichere Ihnen, daß